

Der Bote aus

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 18 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 48 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 10spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Der Kronprinz

Hat die Heimreise angetreten. Von Kalkutta begab er sich nach Bombay, wo er an Bord des Dampfers „Arabia“ ging. Vor seiner Abreise richtete der Kronprinz an den König von England folgendes Telegramm: „Ich vermag zwar nur meine wärmste Dankagung zu wiederholen, aber ich kann unmöglich Indien verlassen, ohne Dir nochmals meine wärmste Dankbarkeit für Deine Güte auszusprechen, durch die meine Reise durch Indien einen so wundervollen und erfolgreichen Verlauf genommen hat. Dein ergebener Neffe Wilhelm.“

Als Vertreter des Kaisers

wird der Kronprinz an den zur Erinnerung an die vor fünfzig Jahren vollendete Einigung Italiens stattfindenden Jubiläumfeierlichkeiten teilnehmen. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ schreibt: „Seine Kaiserliche u. Königl. Hoheit der Kronprinz wird sich nach seiner Rückkehr aus Indien einige Zeit in Ägypten aufhalten, um einen zu scharfen Klimawechsel zu vermeiden. An den Aufenthalt in Ägypten wird sich dann voraussichtlich ein Besuch des Kronprinzenpaares bei Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin auf der Insel Korfu anschließen. Im Laufe des April werden der Kronprinz und die Kronprinzessin einen offiz. Besuch in Rom abtatten, um ihren Maj. dem König und der Königin von Italien die Glückwünsche des Deutschen Kaiserpaares zur italienischen Nationalfeier darzubringen.“ Der angekündigte Besuch des Kronprinzen zu dem italienischen Nationalfest in Rom wird fast von allen deutschen Zeitungen auf das lebhafteste begrüßt.

Des Kaisers Dank an die Marine.

Der Kaiser erließ nachstehende Kabinettsorder an den Chef der Marinekation der Ostsee: Im Anschluß an meine Order vom 20. Januar 1911 verleihe ich hierdurch den nachstehenden Angehörigen meiner Marine und der Verwaltung des Kaiser-Wilhelm-Kanals, die bei der Rettung der Besatzung und der Bergung des Unterseesbootes U 3 teils unter Nichtachtung des eigenen Lebens sich rühmlichst hervorgetan haben, als Ausdruck meiner warmen Anerkennung folgende Auszeichnungen: Den Roten Adlerorden vierter Klasse dem Kapitänleutnant von Forstner, dem Oberleutnant Freiwald der Kronenorden vierter Klasse, die Rettungsmedaille am Bande dem Oberleutnant zur See Max Valentiner, den Kronenorden vierter Klasse dem Werftinspektor Nasse von der Werft in Kiel, die Rettungsmedaille am Bande dem Torpedobootsmannsmaat Friedrich Seindrich und dem Torpedobootsmann Gieseler, das Kreuz des Allgemeinen Ehrenzeichens dem kommissarischen Tauchmeister Doepfer vom Kaiser-Wilhelm-Kanal, das Allgemeine Ehrenzeichen dem Meistersmannen Peter Jopp, sowie den Tauchern Buslaens und Lampe vom Kaiser-Wilhelm-Kanal.

Im Abgeordnetenhaus

hat der Eisenbahnminister vorzüglich abgeschnitten. Er konnte mitteilen, daß die Reindarstellung der Eisenbahnen eine Höhe hatten, wie nie zuvor. 252 Millionen Mk. Statt 35 Millionen können dem Ausgleichsfonds 60 Millionen zugeführt werden. Auch daß die Fahrkartensteuer nicht auf die 4. Klasse

ausgedehnt werden wird, ist erfreulich. Aber die wichtigste Feststellung bleibt doch dieser Triumph der deutschen Industrie, eine nationale Erregung, die in geräuschloser, aber zielbewußter und unablässiger Arbeit gewonnen wurde. Auch unser Außenhandel hat sich in einer ganz ungewöhnlichen Weise entwickelt. Er ist in den letzten zwanzig Jahren um 155 Prozent gestiegen gegen 63 Prozent in Großbritannien. Trotz der großen sozialen Lasten, die die Industrie anderer Länder bei weitem nicht in diesem Umfang zu tragen hat, ist diese gewaltige Aufwärtsbewegung erfolgt, dank der Energie und Rührigkeit der leitenden industriellen Kreise, den Fortschritten deutscher Wissenschaft und Technik und der Intelligenz der deutschen Arbeiterkraft. Solchen Resultaten gegenüber darf ein Gefühl des Stolzes wohl das deutsche Volk erfüllen. In der Befriedigung des Staats wurden viele Wünsche vorgebracht; jedoch wurde anerkannt, daß die preussischen Eisenbahnen die geringsten Unfallverluste aufzuweisen haben. Von der Industrie wurden Tarifermäßigungen verlangt, die aber der Herr Minister vorläufig nicht in Aussicht stellen konnte. Neue Bahnliniten und Bahnhofsumbauten wurden von den verschiedensten Rednern gefordert.

Eine glänzende artilleristische Leistung

verbrachte der deutsche Kreuzer „Scharnhorst“, das Flaggschiff des asiatischen Geschwaders. Bei einer Uebung fuhr das Schiff eine Geschwindigkeit von 14 bis 17 Knoten und eröffnete dabei ein Feuer auf eine 5500 Meter entfernte Scheibe von 20 Quadratfuß. Von 22 Schüssen der 21-Zentimeter-Geschütze trafen 18, von 30 Schüssen der 15-Zentimeter-Geschütze 26 ihr Ziel. Somit wäre der Durchschuß mit 100 abgegebenen Schüssen 84,6 Treffer. Der englische Rekord, den der Kreuzer „Matal“ hielt, ist nur 82,14, und dabei war die weiteste Entfernung des „Matal“ von ihren Schüssen nur 1820 Meter. Die englischen Blätter verzeichnen diese Tatsache, nicht ohne ihr Staunen über das glänzende deutsche Resultat kund zu tun.

Der Bund der Landwirte

hielt im neu eröffneten Sportpalast unter Teilnahme von 12 000 Landwirten seine jährliche Parade ab. Nach dem Jahresbericht haben 10 840 Versammlungen stattgefunden, davon 930 Wahlversammlungen, die von der Bundesleitung vorbereitet wurden. Im Dienste des Bundes stehen 118 Beamte. Die Abteilung für Maschinenwesen hat im Jahre 1910 Maschinen und Geräte im Werte von 1 103 000 Mark an Bundesgenossen und angeschlossene Genossenschaften geliefert. — Die Original-Saatgutabteilung des Bundes hat im Geschäftsjahre 1910 an Original-Saatgut 10 786 Zentner im Werte von 187 556 Mark an Bundesmitglieder vermittelt. Die Abteilung zur Vermittlung von Düngemitteln und Futtermitteln im verfloßenen Jahre Düngemittel im Werte von 10 401 030 Mark gegen 9 419 350 Mark im Jahre 1909, mithin 1910 mehr (31 786 675 Pfg.) 981 860 Mark. Dem Revisionsverband des Bundes der Landwirte gehörten 1910 386 Genossenschaften an, deren Genossenschafts-Zentral-Kasse einen Umlauf von über 214 Millionen Mark hatte. Die Generalversammlung nahm unter dem Vorsitz des Reichsherrn von Wangenheim einen glänzenden Verlauf. Die Mitteilung, daß im verfloßenen Jahre die Mitgliederzahl um 11 000 gesteigert wurde, fand lebhaften Beifall. Die bekannten Bundesführer Dr. Roelcke, Dr. Dietrich, Dr. Sahn, Chefredakteur Dr. Dertel

hielten die üblichen Agitationsreden, in denen besonders dem Bauernbund und Hanfabbund übel mitgespielt wurde. An dem Kaiser sandte man folgendes Telegramm:

„Die Generalversammlung des Bundes der Landwirte bringt Ew. Majestät in tiefer Dankbarkeit für die Allerhöchstdenckliche Teilnahme an den Verhandlungen des deutschen Landwirtschaftsrates der gesamten deutschen Landwirtschaft zuteil gewordenen Ehre ihre Huldigung dar. Die deutsche Landwirtschaft wird, dem glänzenden Vorbilde Ihres ersten Berufsgenossen folgend, alle Kräfte daran setzen, um das große Ziel zu erreichen, welches Ew. Majestät ihr gesteckt hat.“

Der Kaiser antwortete umgehend:

„Berlin, königliches Schloß. Ich danke für die freundliche Begrüßung und werde mich freuen, wenn Meine bei den Verhandlungen im deutschen Landwirtschaftsrat gegebenen Anregungen sich für die deutsche Landwirtschaft von Nutzen erweisen. Wilhelm I. R.“

Die kaiserliche Aufmerksamkeit entsandte bei den Versammlungen die spontansten Kundgebungen. Mit einem Hoch auf den Bund der Landwirte wurde die imposante Versammlung geschlossen.

Ein Unglückswahlkreis

scheint der pommersche Reichstagswahlkreis Udermünde-Uedem-Bollin zu sein. Bei den letzten allgemeinen Reichstagswahlen hatte ihn der Vertreter der Fortschrittlichen Volkspartei, Direktor Dr. Delbrück, den Konservativen entziffen. Es ist noch zu erinnern, auf wie grauenvolle Art der Reichstagsabgeordnete Delbrück seit vor einem Jahre gelegentlich einer Ballonfahrt ums Leben kam. Im Sommer haben dann Erschwerden stattgefunden, bei denen die Fortschrittler den seit einem Menschenalter bewährten, allgemein bekannten Führer im Wahlkreis, den Zirkular Herrendörfer, kandidieren ließen. Er fiel nicht nur durch, sondern verlor gegen die Hauptwahl 2000 Stimmen und kam nicht einmal in die Stichwahl. Nun haben diesen Winter die Liberalen des Wahlkreises möglichst frühzeitig die Neuwahlung begonnen und auch einen jungen, energischen und arbeitsfreudigen Kandidaten in der Personlichkeit des Bürgermeisters Troemel von Uedem aufgestellt, ein Seimattkandidat, ein einflussreicher und bei allen Parteifreunden wegen seiner Frohnatur beliebter Mann. Er ist, wie jetzt erst bekannt wird, schon seit dem 16. Februar spurlos verschwunden, und es bleibt leider auf Grund der seitherigen Nachforschungen und Ermittlungen keine andere Erklärung mehr übrig, als daß er einem Unglücksfall oder einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist.

Die Lohnbewegung der Ruhrbergleute

hat vorl. einen Abbruch gefunden. Die 3 freigewerkschaftl. Organisationen haben in Bochum eine Konferenz abgehalten, in der eine Entschließung angenommen wurde in der es u. a. heißt: „Die Konferenz hält nach wie vor die von den drei verbündeten Organisationen gestellten Forderungen aufrecht und erwartet von den Grubenbesitzern, daß sie dieselben erfüllen. Mit Rücksicht auf die gegenwärtig durch die Maßnahme der Bergverwaltung für die Arbeiter ungünstig gestellte Situation beschließt die Konferenz, den Bergarbeitern zu empfehlen, zunächst eine abwartende Haltung einzunehmen und zu sehen, ob die Werksbesitzer ihre Versprechungen, die Löhne steigen zu lassen, einlösen werden. Die

Es braust ein Ruf wie Donnerhall.

Vaterländischer Roman aus großer Zeit

von M. Rossal.

(Fortsetzung.)

Wäre nicht eine gewesen, die ihn tröstete und ihm Mut zusprach, so hätte er gänzlich verzweifeln müssen. Aber mit dieser einen hatte es auch so eine Bewandnis — — — Nie konnte er sie zum Altar führen, wenn er Offizier bleiben wollte, nie auch würde seine Familie ihre Einwilligung zu der Heirat geben, denn sie, sie war eine Varietätsängerin! Und doch das reinste, edelste Mädchen unter der Sonne! Und doch von vornehmer Abkunft, welche der seinen nichts nachgab! Und wenn er nun ihrerwillen vom Militär abging, wovon hätten sie leben sollen? Er, Alfred, war fast noch weniger geeignet, als sein Vetter Arno, um sich sein tägliches Brot zu verdienen. Sie aber von seiner Frau ernähren lassen — nie!

In diesen trostlosen Zustand der Dinge fiel eines Morgens gleich einer Bombe ein Brief in das Haus des Professors — ein Brief von einem, den man für tot gehalten, von Rupert von Alvensbrugg!

Der Professor war zuerst, als er die aus seiner Jugend her ihm noch wohl bekannten Schriftzüge sah, so verblüfft, daß er glaubte, zu träumen. So oft hatte er es sich vorgestellt, daß der Bruder noch einmal zurückkehren würde, und dennoch vermochte er es kaum zu fassen, daß er wirklich noch lebte.

Rupert von Alvensbrugg oder vielmehr schlechtweg Alvensbrugg, wie er sich als Bürger des freien Amerika nannte, schrieb, daß ihn plötzlich nach langem Aufenthalt in der Fremde die Sehnsucht nach dem Vaterlande und dem Bruder gepackt habe und daß er in aller Kürze zum Besuch bei demselben eintreffen werde. Den Tag seiner Ankunft werde er tele-

graphieren, im übrigen beabsichtige er fast gleichzeitig mit der Abendung dieses Briefes abzureisen.

Der Professor freute sich aufrichtig des Wiedersehens mit dem Verlorengeglauten, aber bei seiner Gattin und seinem Sohn, die jenen nicht kannten, erweckte die Nachricht sehr gemischte Empfindungen. Mila hatte ein unklares Gefühl, als ob durch den Schwager nur ein fides Element ins Haus kommen würde und Alfred nun gar sah in dem Heim von vornherein einen Feind. Er fürchtete, daß derselbe erkennen möchte, wie es um ihn stand und hegte auch eine instinktive Antipathie gegen den Mann, der in den amerikanischen Verhältnissen wahrscheinlich die Möglichkeit verloren hatte, mit den patriotischen Gesinnungen zu sympathisieren, in denen er groß geworden war und die ihn zur Zeit mehr erfüllten, als je.

Bereits zwei Tage nach Ankunft des Briefes langte die Depesche an, welche des Amerikaners Kommen für den morgenden Tag anzeigte und pünktlich zur festgesetzten Stunde brachte die Bahn ihren Abfender nach der alten Pregelstadt. Der Professor, welcher wie so viele Gelehrte, im Grunde eine harmlose, kindliche Natur war, empfand eine starke Rührung, als er den Bruder dem Zuge entlassen sah. Er erkannte ihn sofort an der überraschenden Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Vater, nur erschien er weltmännischer, selbstbewusster und energischer als jener. Man hätte ihm nimmermehr die fünfzig Jahre gegeben, die er in Wahrheit zählte, sein kurzgehautes Haupthaar und der nach englischer Manier beiderseitig in schmalen Streifen die Wangen einrahmende Bart zeigten noch keinen weißen Faden, seine grauen Augen blickten mit jugendlichen Feuer unter den scharfgezeichneten Brauen hervor und die hohe, schlanke Gestalt, deren edelmütiger Wuchs durch die flotte elegante Reifelleidung noch mehr hervorgehoben wurde, war kräftig und elastisch. Man konnte ihn einen schönen Mann nennen, der noch heute ein Mädchenherz gefangen zu nehmen vermochte.

Des Professors innige Umarmung erwiderte der Amerikaner ziemlich kühl, doch gehörte er wohl zu jenen Männern, welche ihre Ergriffenheit nicht gern zeigen mochten. Frau Mila küßte er galant die Hand — der Blick, der dabei über ihre anmutige Erscheinung fiel, bewies, wie gut sie ihm gefiel — und Alfred reichte er sie kurz hin, ihm gönnerhaft zunkend.

„Sagt Du noch mehr von der Sorte?“ fragte er den Bruder mit prononziert anglo-amerikanischem Akzent.

„Wie? Du meinst, ob ich noch mehr Kinder habe?“ Der Professor sah den Bruder ernst an. „Nein, dies ist mein einziger Sohn.“

„Ein Vaterlandsverteidiger, wie ich sehe —“ dies war im Hinblick auf Alfreds Uniform gesprochen — „aber warum nicht dort, wo — wo es knallt? Was?“

„Man hat mich bestimmt, hier bei der Besatzung der Stadt zu bleiben“, murmelte Alfred.

„Also ein Vaterlandsverteidiger, der sich den Krieg aus der Vogelperspektive anschaut!“

Die Art und Weise, in der diese Worte gesprochen wurden, verdroß Alfred noch mehr, als ihr Inhalt. „Leider ist es mir bis jetzt nicht vergönnt worden, mit den Kameraden ins Feld zu ziehen“, entgegnete der junge Offizier aufklammend, „und so schwer es für mich ist — ich muß gehorchen. Aber ich hoffe, daß meine Geduld nicht allzulange in Anspruch genommen werden wird.“

Der Oheim lächelte ironisch und wandte sich seiner Schwägerin zu, um ihr einiges Schmeicheles über ihr Neukeres zu sagen.

Diese ersten kurzen Reden, die zwischen Rupert Alvensbrugg und seinem Neffen gewechselt waren, sollten bedeutungsvoll für ihrer beider ferneren Verkehr werden. Während der ersten mit Bruder und Schwägerin schnell in ein freundschaftlich vertrautes Verhältnis kam, blieb der Ton zwischen ihm und Alfred kühl. Der letztere hatte nämlich geglaubt, daß der

Konferenz erklärt aber, daß der Kampf nur als vertagt zu betrachten ist, wenn die Bedingungen, die den Bergarbeitern seitens der Werksbesitzer gemacht worden sind, nicht erfüllt werden. Er soll in diesem Falle zu einer gelegeneren Zeit mit aller Energie aufgenommen und nötigenfalls mit den äußersten Mitteln weitergeführt werden.

Der im ganzen russischen Reiche herrschenden Bestechlichkeit

haben sich auch die Stadtverordneten Petersburgs schuldig gemacht. Eine auf Veranlassung des Senators Melchard vorgenommene Hausdurchsuchung erbrachte die Beweise dafür, daß mehrere Stadtverordnete anlässlich des Baues der städtischen Straßenbahn Schmiergelber von der mit dem Bau betrauten englischen Firma Schmitt angenommen hatten! — Die russische Kommission für nationale Verteidigung bewilligte einen Kredit von zwanzig Millionen Mark zur weiteren Entwicklung der militärischen Aviation.

Die an das deutsche Kaiserpaar ergangene Einladung des Königs Georg von England, zur Enthüllung des Standbildes der Königin Viktoria, ihrer Großmutter,

nach London zu kommen,

kann als ein Beweis dafür gelten, daß mit dem britischen Könige auch das Ministerium Asquith ernstlich gewillt ist, einen Weg zur Annäherung an Deutschland zu suchen, wenigstens die alten Ueberrumpelungsgefahren und Flottenstreitigkeiten vergessen sein zu lassen. Das englische Weltreich hat auch wohl andere und größere Zukunftsorgen, als daß es sich mit der gänzlich unbegründeten wegen eines Konfliktes mit dem deutschen Reiche dauernd belasten sollte. Japan in Asien, die nordamerikanische Union auf dem Weltmeere, sind ganz andere Nebenbuhler, als es das friedfertige Deutschland schlimmstenfalls sein könnte. Von der Karolinen-Insel Bonape kam die Meldung von der vollständig gestiegenen Bestrafung der Aufständigen aus dem letzten Herbst, die leider nicht ohne Menschenverlust bewerkstelligt werden konnte. Mit diesem unvermeidlichen Einsehen von Menschenleben muß das weitere Aufblühen unserer Schutzgebiete jenseits des Meeres sich abfinden lassen. Viel mehr haben wir früher noch wagen müssen, ohne einen nassen Gewinn wie heute zu sehen!

König Ferdinand von Bulgarien

feiert diesen Sonntag seinen fünfzigsten Geburtstag. Er ist derjenige unter den europäischen Monarchen, von dem man am meisten sagt, daß er in seinem Leben viel Glück gehabt hat. Mag das zutreffend sein, so hat der viel kritisierte Mann doch bewiesen, daß es Glück ohne Geld, Arbeit und Besonnenheit nicht gibt. Ihm ist gelungen, was seinem Vorgänger, dem genialen Alexander Battenberg, mißlang, aus dem tributpflichtigen Bulgarien ein unabhängiges Königreich zu machen, in dem freilich noch lange nicht alles wohl steht, das aber die Bahn einer gesunden Entwicklung gefunden hat. Zwei deutsche Fürstentöchter, Karl von Hohenzollern in Bulgare und Ferdinand von Sachsen-Koburg haben sich auf der Balkanhalbinsel als die besten Staatsorganisatoren bewährt. — Der König ist der Sohn des Prinzen August und der Prinzessin Klementine (Tochter des französischen Königs Louis Philipp) von Sachsen-Koburg und erhielt im Sommer 1887 auf dem Schlosse Emsental in Oesterreich den Ruf der Volksvertretung von Bulgarien, in dem damals ein heftiger Kampf der nationalen Elemente unter Stambulow gegen den russischen Ein-



wirkung gefunden hat. Zwei deutsche Fürstentöchter, Karl von Hohenzollern in Bulgare und Ferdinand von Sachsen-Koburg haben sich auf der Balkanhalbinsel als die besten Staatsorganisatoren bewährt. — Der König ist der Sohn des Prinzen August und der Prinzessin Klementine (Tochter des französischen Königs Louis Philipp) von Sachsen-Koburg und erhielt im Sommer 1887 auf dem Schlosse Emsental in Oesterreich den Ruf der Volksvertretung von Bulgarien, in dem damals ein heftiger Kampf der nationalen Elemente unter Stambulow gegen den russischen Ein-

Rupert Moensbrugg nickte. Das war genau auch seine Ansicht. Dieser Onkel Waldeemar schien ein ganz vernünftiger Mann zu sein.

„Uebrigens —“ sprach der Alte weiter — „muß der Leopold schließlich das Geld irgendwo aufgetrieben haben, denn der Alfred ist immer noch Offizier. Weiß der Rudolf wo er's her hat!“

Der Amerikaner war beim Anhören der Mitteilungen über die Seinen sehr nachdenklich geworden. Nur mit halbem Ohr horchte er zu, was Graf Waldeemar ihm über die andern Verwandten, vor allem über Graf Thure Bregenz und seine Tochter, sowie Arno Bregenz, erzählte.

„Eine nette Familie!“ murmelte er zerstreut.

Das ärgerte den alten Grafen nun doch wieder. „Ne, mein lieber Freund“, sagte er giftig. „Das müßt ich mir doch verbeten haben, daß Sie so von den Meinen sprechen. Der Thure z. B. — ja nun, aufs Verdienen versteht er sich nicht, hat's auch nie gelernt, aber — ein Kavaliere ist er doch — ein Kavaliere durch und durch. Das verstehen Sie nun wieder nicht, der Sie in dem Amerika drüben sogar Ihren Adel abgelegt haben.“

„Weil ich nur das schäße, was man aus sich selbst gemacht hat —“ fiel der Amerikaner scharf ein — „aber nicht, was man ererbt.“

„Und was haben Sie aus sich gemacht, wenn ich fragen darf? Einen Geschäftsmann — 'nen reichen vielleicht, aber nichts weiter. Haben Sie noch Ideale, mein Lieber? Können Sie noch nachfühlen, was jetzt jeder Deutsche empfindet? Möchten Sie Ihr Geld — ach was, bloß einen kleinen Teil davon — für das Vaterland opfern? Ne, Sie möchten es nicht. Aber der Thure, der hat's es, wenn er nämlich was hat.“ — Und drum ist er mir doch noch was wert, trotz allem. Er hat seinen point d'honneur und den hat schließlich sogar der Bengel, der Alfred, und der Arno erst recht.

Graf Waldeemar nickte. „Ja“, knurrte er.

„Ich freue mich, daß Leopold eine in jeder Beziehung so gute Wahl getroffen hat.“

Nun konnte der Alte doch nicht länger der Versuchung widerstehen, seinem Herzen Luft zu machen. „Sinn!“ machte

fluß wogte, zum Fürsten. Er nahm an, obwohl ihm vielfach abgeraten und das schlimmste prophezeit wurde, und zog schon am 22. August 1887 in die Hauptstadt Sofia ein. 1909 proklamierte er Bulgarien als unabhängiges Königreich.

Von Gambetta bis Briand.

Die vierzig Jahre, welche die heutige französische Republik besteht, haben an ihrem Beginn und Ausgang zwei Männer, die einander vielfach ähneln. Der Diktator Gambetta, welcher in der zweiten Hälfte des großen Krieges unter entschiedenster Gegner war, war ein Mann der äußersten radikalen Richtung, der aus den großen Volksmassen alles Heil der Republik erwartete. Aber als er nach dem Kriege die Erfordernisse des Staates mit denen seiner Freunde vergleichen mußte, erkannte er nur zu schnell, daß hier keine Einigung möglich war. Der frühe Tod Gambettas allein verhinderte einen schroffen Zusammenstoß unter den bisherigen Gefährten, der sich schon andeutete. Heute ist das Ministerium Briand über einer Sache gestürzt, die den gleichen Grund hat. Herr Briand, der die ganze neue französische Kirchen- und Staatsarbeit hat er ebenfalls erkannt, wie sich unverantwortliche Zukunftsprogramme nie in die Entschlüsse einer verantwortlichen Regierung verwandeln können, und er hat demgemäß nach dem Möglichen gehandelt. Seine Rolle ist sicher nicht ausgefallen, und er bietet wie Gambetta den sprechenden Beweis dafür, daß die Franzosen, wie sie an das Amt des Ministers kommen, von den höchsten Tagesforderungen bald genug in neue Bahnen aus davon gezwungen werden, wenn sie vorher unternehmen hatten, ein neues Zeitalter herbeizuführen. Das gilt für die innere, wie für die äußere Politik Frankreichs. Der Durchschnittsfranzose ist trotz seines Republikanismus ein sehr maßvoller Bürger, dem eine stetige Entwicklung seiner Wohlhabenheit Alles bedeutet, so lange kein Zwang vorliegt, die Ehre des Vaterlandes mit den Waffen zu verteidigen. Für die Entwicklung der Schlagworte der Pariser Radikalen ist er nicht zu haben. Die Pariser selbst stehen nicht einmal auf diesem Standpunkt. Wer das Erbe Briands als Ministerpräsident antreten wird, bleibt einweilen abzuwarten. Mit der Kabinettsbildung wurde ein Senator, also ein Mitglied der 1. Kammer, namens Monis betraut.

Vom sozialen Felde.

Eine städtische Schulzahnklinik in Nürnberg wird laut Beschluß des Stadtmagistrats in einem städtischen Gebäude mitten in der Stadt eingerichtet. Einem leitenden Zahnarzt soll vorläufig ein Assistenzarzt nebst dem nötigen Dienpersonal zur Seite stehen. Die angestellten Schulzahnärzte werden verpflichtet, ihre ganze Kraft dem städtischen Dienste zu widmen, die Ausübung einer Privatpraxis ist ihnen nicht gestattet.

Ihre täglichen Dienststunden sind von 9 bis 12 und von 2 bis 6 oder 3 bis 7 Uhr. In der städtischen Schulzahnklinik erhalten zahnrückende Kinder der Volksschule unentgeltliche Behandlung, jedoch nur auf ausdrückliches Ersuchen der Eltern. Die Behandlung in der Klinik besteht in der Untersuchung der Mundhöhle und des Gebisses, insbesondere aber in der Reinigung, Füllung oder Entfernung erkrankter Zähne. Der Behandlung in der Schulzahnklinik geht eine Voruntersuchung durch den betreffenden Schularzt voraus, die sich zunächst auf die Kinder der 1., 4. und 7. Volksschulklasse erstreckt und mit den regelmäßigen für die Schulärzte angeordneten Untersuchungen vorzunehmen ist. Die Behandlung ohne vorherige schulärztliche Untersuchung wird gewährt, wenn ein Kind aus besonderem Anlaß ihrer bedarf und der betreffende Klassenlehrer einen Antrag stellt. Der schulärztliche Befund über die untersuchten Kinder ist, wenn zahnärztliche Behandlung erforderlich ist, durch die Lehrer den beteiligten Eltern zugustellen mit der Anfrage, ob unentgeltliche Behandlung in der Schulzahnklinik gewünscht wird. Ueber die Tätigkeit der Klinik sind genaue Aufzeichnungen zu führen; am Schlusse eines jeden Jahres ist ein Bericht herauszugeben.

Es ist ermittelt worden, daß in Nürnberg etwa 15000 Kinder jährlich schulzahnklinischer Behandlung bedürfen.

er. „Eine gute Wahl? Na ja, in einer andern Hand, als in Leopolds, wäre ja vielleicht etwas ordentliches aus ihr geworden.“

Rupert Moensbrugg horchte hoch auf. „Ich will doch nicht hoffen, daß der Ruf meiner Schwägerin —“

Doch Graf Waldeemar unterbrach ihn rasch mit einer abwehrenden Handbewegung. „Nein“, sagte er eifrig, „in der Hinsicht läßt sich nichts gegen die Frau einwenden. Sie ist in den Mann, der bald ihr Vater sein könnte, so verliebt, als ob er ein junger Adonis wäre. Aber — eine schlechte Wirtin ist die Frau, vorküschlich, verschwenderisch und —“ nun fing er an, Frau Milas sorglos leichtlebigen Treiben zu schildern und da er einmal im Zuge war, konnte er sich gar nicht genug darin tun. „Aber schlimmer als sie, ist der Zunge, der Alfred! Was der in Schuldenmachen und Spielen leistet, ist haarträubend!“

„Wie kann Leopold bei seinem Einkommen diesen unheimlichen Anforderungen von Frau und Sohn gerecht werden?“ erkundigte sich der Amerikaner.

Graf Waldeemar zuckte die Achseln. „Sat natürlich sein väterliches Vermögen bis auf den letzten Pfennig verbraucht. Und nun, da nichts mehr da ist, pumpt er mich an. Aber das letzte Mal —“ der Sprecher lagte ingrimmig — „habe ich ihm nichts gegeben.“ Darauf folgte die Geschichte von den 6000 Talern, die Alfred im Spiel verloren. „Werde mich hüten, dem Bengel, der nichts kann, als sinnlos zu verschwenden, mein schönes Geld in den Rachen zu werfen! Mag er doch den bunten Rock ausziehen und arbeiten, dann wird er schon sehen, wie schwer es ist, Geld zu verdienen.“ Dheim dort jenseits des Meeres, unter dem Sternbanner, Aufschauungen angenommen, die den seinen in jeder Hinsicht widerprachen. Er war ein ausgeprogener Feind des Militärs und verspottete so ziemlich alles, was des Leutnants Herzen teuer und heilig war. Dieser galt ihm wohl kaum als etwas anderes, als eine Art von Tagebühl, für dessen Tätigkeit, Streben und Ideale er nicht das mindeste Verständnis besaß. Dem Bruder zu Gefallen, sprach er seine Ansichten zwar nicht so offen aus, aber man konnte sie seinen Reden doch un schwer entnehmen.

Wie die Geburt des Königs von Rom verkündet wurde.

In der Frühe des 20. März 1911 erwartete eine gewaltige Menschenmenge in Gärten der Tuilerien mit fieberhafter Spannung den Augenblick, da die Geschäfte mit ehernem Munde durch die Anzahl ihrer Schläge verkündet würden, ob die Kaiserin ihrem Gemahl den heißersehnten Sohn und Erben oder eine Tochter geschenkt habe. Es mochte etwa 9 1/2 Uhr sein, als der erste Kanonenschuß ertönte. Bei den folgenden fünf man an zu zählen, in immer stärkerer Erwartung bis zum einundzwanzigsten, der ja der letzte sein würde, wenn nur eine Prinzessin in den Tuilerien das Licht der Welt erblickt hätte. Noch eine Sekunde, dann löste sich die atemlose Stille in eine alles mit sich fortsetzende Begeisterung auf; man brauchte nun ja nicht weiter zu zählen, der zweiundzwanzigste Schuß gab die unabweisbare Gewissheit, daß Napoleon der Vater eines Sohnes, des Königs von Rom, geworden war. Kopfbedeckungen aller Art flogen in die Luft, ein brausendes „Hurra!“ pflanzte sich mit tausendfacher Echo durch die benachbarten Straßen fort, das Volk scheint in seiner jauchenden Freude von einer Art Berserkerei gepackt zu sein. Napoleon, der hinter den Vorhängen eines Fensters der Kaiserin steht und Zeuge dieser überwältigenden Kundgebung ist, die ihm und seinem Glücke gilt, vermag in diesem Augenblick die tiefe Erregung in seiner Brust nicht zu bemessen — von seinen Wangen rollen große Tränen herab, die einzigen, die seine Umgebung je aus seinen Augen hat fließen sehen. Etwa eine Stunde später stieg Madame Blanche in ihrem Ballon vom Marsfelde auf, um aus der Höhe Papierstreifen herabzulassen zu lassen, durch die die frohe Botschaft den Erdenbewohnern gleichsam vom Himmel verkündet wurde. Es war ein klarer, frühlingshafter Tag, so daß die Zeilen der Botschaften die bedeutungsvollen Kunde mit überraschender Schnelligkeit durch die Provinz verbreiten konnten. Bereits um 2 Uhr nachmittags trafen Antworten und Glückwünsche aus Venedig, Brüssel, Antwerpen, Brüssel und anderen großen Städten des Reiches ein. Offiziere, Pagen und Gilboten wurden mit der triumphierenden Nachricht nach allen Richtungen ausgesandt. — Wer hätte damals die Zukunft ahnen können?

Die Spartassen

reden eine gewaltige Sprache in unserm Volksleben. Darüber bringt der vorerwähnte „Soziale Volkskalender“ 1911 (Verlag, Berlin SW. 61, 100 Stüd 7 Mark) neben anderen Aufzählungen nachstehende wertvolle Angaben: In Deutschland sind in jedem der Jahre 1901 bis 1908 750 Millionen Mark auf die Spartasse gelegt worden, also haben die deutschen Spartassen in 8 Jahren über 4 1/2 Milliarden Mark Reinzuwachs gehabt. Am Ende des Jahres 1907 waren in Deutschland 19,3 Millionen Spartassenscheine über zusammen 13,9 Milliarden Mark vorhanden, also fast jeder dritte Deutsche besitzt ein Spartassenschein über durchschnittlich 700 Mark. Seitdem ist die Spartasse nicht etwa zurückgegangen. Fasten wir z. B. allein das Königreich Preußen ins Auge, für das die neuesten Zahlen zu Gebote stehen. Die gesamten Einlagen der Spartassen betrugen am Schlusse des Jahres 1908 9571 Millionen Mark, gegenüber dem Jahre 1907 nahmen sie um 451 Millionen Mark zu, in einem einzigen Jahre hatte die Bevölkerung Preußens fast eine halbe Milliarde Erparnisse auf die Spartassen tragen können! Auf den Kopf der Bevölkerung kamen in Preußen an Spartasseneinlagen 244 Mark gegen 237 Mark im Jahre 1907, und auf jedes der 11 842 692 Spartassenscheine, die im Umlauf waren, kamen im Durchschnitt 808 Mark gegen 794 Mark im Jahre 1907. Wir sehen hier vor respektablen Summen wachsenden Volksvermögens der „kleinen Leute“. Es ist eine bezaubernde Tatsache, daß die Spartasse weit überwiegend von den minderbemittelten Kreisen benutzt werden, während die reichen Leute ihre Gelder viel mehr in Hypotheken, Wertpapieren, Aktien und dergl. anlegen. Es ist auch durch eingehende Nachforschungen festgestellt, daß an den Einlagen der Spartassen gerade die Arbeiterklasse überwiegend beteiligt ist. Wir haben also hier den unwiderlegbaren Beweis, daß Einkommen und Vermögen der Arbeiterklasse wie überhaupt der minderbemittelten Stände unseres Volkes in erfreulicher Weise wachsen, eine Erscheinung, die auch durch andere Tatsachen bestätigt wird. Und trotzdem hält die Sozialdemokratie in ihrem maßgebenden Erörterungsprogramm und vor allem bei ihrer Forderung und Wählerlei im Volke an dem Satz fest, daß eine zunehmende Verelendung der breiten Massen in der jetzigen „verrotteten bürgerlichen Gesellschaft“ stattfinde und immer mehr Leute am Hungertuch nagen müßten!

Mit Mila scherzte der Amerikaner in einer leichteren gefälligen Art, die ihr zusagte. Nicht gewöhnt, viel über die Dinge nachzudenken, bildete er sich ein, daß der Schwager sie bewunderte und schätzte; wenn sie geküßt hätte, wie kritisch dessen scharfe graue Augen ihr ganzes Tun und Lassen beobachteten, würde sie wohl höchlich erstaunt gewesen sein.

Von der Erbschaftsfrage, das hinterlassene Vermögen des Vaters der beiden Brüder betreffend, hatte man in den ersten Tagen noch nicht gesprochen. Der vornehmere Professor dachte einfach nicht daran, da wichtige wissenschaftliche Arbeiten, die kriegerischen Ereignisse und das Wiedersehen mit dem Bruder, ihn voll auf Anspruch nahmen, und was Rupert Moensbrugg anbetraf, so hatte der seine Gründe, das Thema vorerst zu meiden.

Am Tage nach seiner Ankunft besuchte der Amerikaner auch seine andern Königsberger Verwandten, vorerst den Senior der Familie, den Grafen Waldeemar, den er in seiner frühen Jugend wiederholt gesehen. Der alte Herr nahm den Neffen zwar mit korrekter Höflichkeit auf, verhielt sich aber dem noch ihm gegenüber ziemlich reserviert.

Rupert brachte das Gespräch bald auf seinen Bruder und dessen Familie.

„Mein Bruder scheint in sehr glücklicher Ehe zu leben“, äußerte er.

Ist der nicht in den Krieg gegangen, als Gemeiner? Ist das nicht?“

„Weil er hier keine Aussichten hatte und vielleicht hoffte, im Kriege zu avancieren“, warf Rupert Moensbrugg ein.

Graf Waldeemar brummte etwas, was Jener nicht verstand. „Ich sage noch einmal, das verstehen Sie nicht! Die leichtfertige Bagage möge sie sein, also meine Lieben, aber — anständig bis auf die Knochen und gute Deutsche alle. Ach und das Mädchen von Thure, das liebe Mädel! Sängt kein kleines, dummes Herz an den Arno, den Winbbeutel, der nicht hat, während es doch die besten Partien machen könnte! Wenn das Mädel nicht Ideale hat, dann weiß ich nicht, wer sie hat! Armes, kleines Ding!“ Der Onkel Waldeemar seufzte, er war ordentlich gerührt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hinrichtung durch Selbstmord.

Das Parlament des amerikanischen Staates Nevada beschäftigt sich gegenwärtig mit einem Gesetzentwurf, der der Kriminaljustiz neue Bahnen weisen soll. Man will den zum Tode verurteilten Verbrechern das Recht gewähren, ihre Todesart selbst zu bestimmen, ja, im Grunde sucht das Gesetz die Hinrichtung durch den Selbstmord zu ersetzen. Der Verbrecher hat seine Schuld gegen die Gesellschaft zu bezahlen, er muß sein Leben opfern und nach der Meinung der amerikanischen Gesetzgeber bleibt es gleichgültig, in welcher Form dies geschieht. Wenn auch dieser Gesetzentwurf scheinbar von Erwägungen der Menschlichkeit ausgeht, so spielen in seiner Entstehungsgeschichte doch auch andere Momente eine bedeutende Rolle. In der Beamtenchaft, bei den Richtern, Staatsanwälten und den Geistlichen, die nach dem Gesetze der Hinrichtung beizubehalten müssen, herrscht eine lebhafteste Abneigung gegen die Erfüllung dieser Pflicht, und wenn das richterliche Amt auch zwingt, den Verbrecher zum Tode zu verurteilen, so wollen die Justizbeamten wenigstens vor dem Anblick des traurigen Schauspiel bewahrt bleiben. Nach dem Entwurfe des Gesetzes wird zehn Minuten vor dem Hinrichtungstermin ein Arzt die Zelle des Delinquenten betreten, und ihm ein kleines Paket reichen, in dem sich eine starke Dosis Zyanalkali befindet. Das Paket trägt die Aufschrift: „Hierin ist eine ausreichende Dosis Zyanalkali enthalten, um Sie augenblicklich zu töten. Sie haben das Recht, das Gift zu nehmen und damit selbst die Hinrichtung zu vollziehen, die das Gesetz über Sie verhängt hat.“ Der Arzt gibt dem Todesurteilstrahlenden dann genaue Aufschlüsse darüber, wie er das Gift nehmen muß. Weigert sich der Delinquent, so soll ihm das Recht aufgehen, seine Hinrichtungsart selbst zu wählen: man gewährt ihm die Möglichkeit, zwischen Kugel, Strang und elektrischem Stuhl seine Auswahl zu treffen. Die Frage ist nur, ob die Delinquenten in ihrer Todesangst aus eigener Willensentscheidung ihre Schuld an die Gesellschaft zu zahlen bereit sind, ehe der Arm des Scharfrichters sie dazu gewaltsam zwingt.

Westfalen-Rheinland.

In tiefer Trauer versetzt wurde die Familie des Bahnwärters Nolte in Fröndenberg. Ihr Sohn, der als Feldwebel bei der Schutztruppe in Kamerun angestellt war, ist dort an den Folgen des Schwarzwasserfiebers gestorben.

Ein gefährlicher Unfallfall hat sich am „Phönix“, Abteilung Hörder Verein, ereignet. Der im Blodmahlwerk beschäftigte Walzer Jakob hatte sich morgens etwas verspätet und benutzte auf seinem Wege zur Arbeitsstätte die allgemein verbotenen Nebenübergänge der Sättelbahn. Hierbei wurde er von dem sogenannten Glaswagen erfasst und überfahren. Dem Unglücklichen war der Kopf in zwei Teile gespalten und außerdem war ihm ein Arm abgefahren worden. Jakob war verheiratet.

Ein eigenartiger Vorgang bei einer Ausschreibung öffentlicher Arbeiten wird in Hagen lebhaft erörtert. Bei Eröffnung der Angebote für die Betonarbeiten an einem Schulneubau ergab sich, daß sieben Firmen ziemlich übereinstimmende Angebote in Höhe von rund 70000 Mark abgaben, während eine achte Firma nur 47000 Mark forderte. Das Hochbauamt veranlaßte eine neue engere Ausschreibung unter besonderen Vorbehaltsvorgaben. Darauf gaben drei der obigen sieben Firmen neue Angebote ab, die sich um etwa 20000 Mark billiger stellten als ihre ersten Forderungen, während die erwähnte achte Firma nur um 1000 Mark ihr Angebot erniedrigte. Ein Stadtverordneter gab den aus den Vorgängen vielfach gezogenen Schlüssen, daß die sieben Firmen unter sich Vereinbarungen getroffen hätten, um die Stadt zu „schrecken“, öffentlich Ausdruck und brachte bei der Stadtverordnetenversammlung den Antrag ein, diese Firmen auf 5 Jahre von sämtlichen Verhandlungen auszuschließen. In der Verhandlung des Antrages wurde das Auffällige in den beiden Submissionsergebnissen von der Verwaltung wie der Verhandlung zugegeben. Man lehnte indessen den Antrag auf Ausschließung der Firmen in Ermangelung positiver Beweise und aus praktischen Erwägungen (weil andere Firmen dann eine Art Monopolstellung hätten) ab; allerdings hielt man es für die Firmen zur Reinigung von dem Verdachte für geboten, daß diese durch Privatklage gegen den betr. Stadtverordneten den Sachverhalt an Gerichtsstelle aufklärten.

Der Frage bezüglich einer Mittelschule näherzutreten wurde in der Hagen Stadtverordnetenversammlung von dem Kommerzienrat Springmann angesetzt. Der Vorliegende, Oberbürgermeister Cuno, bekannte sich als Anhänger dieser Schulrichtung, die er als Bindeglied zwischen Volksschule und höherer Lehranstalt zur Heranbildung eines tüchtigen Handwerkerstandes für notwendig erklärte. Es wurde eine Kommission eingesetzt, der die Ausarbeitung einer entsprechenden Vorlage übertragen wurde.

Selbstmord auf offener Straße beging der etwa 25-jährige Schlosser Brüd in Herfloh. Eine Frau, die das Geköch passierte, erschau nicht wenig, als sie plötzlich dicht hinter sich einen Schuß fallen hörte und sich umwendend einen Mann in seinem Blute liegen sah. Der Mann, der von einer Kinderfrau begleitet wurde, hatte mit plötzlichem Entschlusse einen Revolver gezogen und sich plötzlich so genau in die Schläfe geschossen, daß er sofort lautlos umfiel. Der sofort herbeigeholte Arzt konnte nur den Tod feststellen. Der Unglückliche hat jedenfalls aus Schwermut seinem Leben ein Ziel gesetzt, denn er ist erst am Tage der Tat wegen eines unheilbaren Leidens aus dem Krankenhaus entlassen worden.

Die Wänschelrute. In der neueren Zeit ist es in der Gegend bei Herfloh mehrfach vorgekommen, daß der Direktor des städtischen Wasserwerkes, Rolfs, um Gutachten ersucht wurde über die Tätigkeit von Wänschelrutenmännern, deren Hilfe zur Quellenentdeckung infolge von Ungelegen in Anspruch genommen worden war. Auf eine Zeitungsmitteilung hin, daß das städtische Wasserwerk in Frankfurt a. M. mit Erfolg zur Auffindung von Wasserrohrbrüchen die Wänschelrute benutze, hat sich Herr Rolfs an die Frankfurter Direktion des Wasserwerkes gewendet, und unter dem 15. Februar folgende Antwort erhalten: „Die Wänschelrute wird bei uns hier und da lediglich zu Versuchszwecken verwendet. Positive Erfolge haben wir noch nicht erzielt.“

Ein glücklicher Erbe ist der Spediteur Vogt in Arnberg, der von der Königl. Regierung den amtlichen Bescheid erhalten hat, daß sein vor ca. 30 Jahren von hier verzogener, vor kurzem gestorbener Onkel aus Amerika ihm zum alleinigen Universalerben eingesetzt habe: das ihm allein verlassene Vermögen betrage 1800000 Mark.

13 Jahre dieselben Steuerförm. Daß eine Stadt des Industriebezirks seit 13 Jahren dieselben Steuerförm. erhebt, kann sicher als eine große Seltenheit bezeichnet werden. In Altona ist es der Fall. Auch im nächsten Rechnungsjahre werden, wie seit dem Jahre 1899, 185 Prozent Zuschlag zur Einkommensteuer und 200 Prozent Zuschlag zu den Realsteuern erhoben.

Soll reich. In Bärhausen im Sauerlande starben die kinderlosen Witwen Karthaus und Sattler, die beide sehr zurückgezogen und sparsam lebten, jedoch sie für arm gehalten wurden. Im Nachlaß beider fand sich ein Vermögen von mehreren Hunderttausend Mark, u. a. auch Spar-

kassenbücher, deren Zinsen seit 20 Jahren nicht mehr beigegeben waren.

Seinem Leben selbst ein Ziel gesetzt hat der Postassistent Seemann in Minden i. W. stürzte sich auf einem Spaziergang mit seiner Frau von der Wehrbrücke in den Strom und ertrank.

Das große Mitleid.

Skizze von Paul Friedrich.

(Nachdruck verboten.)

Wann das Feuer auskam, hat keiner gewußt. Plötzlich stockte der Tanz; an den Buffets bildeten sich schwarze, undurchdringliche Knäuel. Der eine Schrei: „Es brennt!“ hatte die vielhundertköpfige Menge gelähmt, um den Verstand gebracht. Die Gesichter wurden noch fahler und blässer, als sie schon waren. Die Schminke auf den zarten oder schon gerunzelten Wangen der Damen trat grelltrot aus dem Weiß ihrer erbleichenden Haut. Sie sahen wie Clowns aus. Nur einen Atemzug lang dauerte die Erstarrung. . . . dann trat ein unaufhaltsames Drängen und Schieben ein; was schwächer war, wurde niedergestoßen. Die schöne Duchesse d'Argenteos fiel als erste. . . . ihr gellender Schrei war ein Signal, das alle Triebe entseßelte. Keiner kannte mehr den anderen, niemand achtete seines Nebenmenschen. All die Hunderte von Individuen beherrschte nur ein Gedanke: Jns Freie zu kommen! Tische und Stühle wurden umgestoßen, der Hennessy und Heidsieck ergoß sich über die kostbarsten Spitzen und Roben. Gläser klirren zu Boden, überall trat man auf Scherben. . . . Am Ablegeraum konnte man keine Luft bekommen, Damen, die eben noch die Göttinnen dieser Gesellschaft waren, fielen zu Boden und wurden zerdrückt oder zertreten. In das Gelfschreien der Fallenden dröhnte der Schreckensruf: Die Treppe brennt.

Durch die geöffnete Tür quoll dicker, schwarzgelber Qualm, durch den lange rote Flammenzungen zuckten und prasselten. Wie eine Viehherde in der Hürde drängte alles zurück. So wurde am Entree des Tanssaals ein Zusammenprall der gegeneinander flutenden Massen unvermeidlich. Den Damen wurden die Kleider zerrissen. Die nervöse Hand des von Todesangst gepackten Lebemanns, die noch kurz vorher kaum die Fingerpitzen der Frauen berührt hatte, krallte mit den langen, spitzen Nägeln in die Arme oder den weißen Hals einer Gräfin. . . . Hüte flogen herunter und kamen in dem Gewühl nicht auf die Erde. Das Tier war los! Wie wilde Bestien hieben die Tänzer mit ihren Stöcken um sich. . . . Blut floß aus Männer- und Frauengeichtern. Hysterische Kontenzen führten mit fürchterlichem Getöse aufeinander los und rissen sich zu Boden. . . . Ueber die übereinandergesunkenen Menschen drängte der Strom der Nachschiebenden. . . . Und das Feuer kam näher und näher. Einige wurden wahrhaftig, jochten gräßlich auf und stürzten sich in die Flammen. . . . Viele erstickten. . . . Eine Dame, der der Lacktiefel eines Flaneurs die Nase eingetreten hatte, winkelte um Gnade. . . . Ein bleicher, junger Mann beugte sich mitleidig zu ihr, schon stürzte er über sie und war im Nu zerschmettert. . . . „Mein Kind, meine Kinder!“ gellte der Schrei sterbender Mütter. Aber ohne aufzuhalten wälzte sich die Flut der Rettungsuchenden über ihre Brüste. . . . Auch das Messer fing zu arbeiten an. . . . Ein älterer Herr stieß sein Taschmesser einer lebenden, blonden Frau, die nicht vorwärts noch rückwärts konnte, in den Hals, daß sie tot zusammenbrach. Das Beispiel weckte Nachahmung. . . . Er blutete selbst bald darauf aus drei Wunden. . . . Im Saale war die Verwirrung unbeschreiblich. In dem dicken Qualm tauchten nur ab und zu gespenstisch einige Gruppen auf, um augenblicklich wieder zu verschwinden. . . . Wo blieb die Rettung? Da flog tragend eine Fensterscheibe in den Saal, eine Leiter wurde heringelassen, auf der hell von den Flammen beleuchtet die riesige weiße Gestalt eines Kochs wie ein Engel erschien. . . . „Halt!“ brüllte er und brachte dadurch einen Augenblick das Gedränge zum Stillstand. „Rettet die Damen!“ schrie er mit Aufbietung aller Kraft. Ehe man begriff, was er wollte, hatte er eine junge, hysterische Dame, die Weinkämpfe schüttelten, um die Taille gepackt und trug sie über die gähnende Tiefe auf der Leiter sicher auf nächste Decke. Das sehen und ihm nachspringen war für die vordersten Herren eins. Aber schon erschienen oben wieder die herkulische Gestalt, einen geladenen Revolver in der ausgestreckten Hand. „Zurück die Herren! Jeder Mann, der die Leiter sperrt, wird erschossen. . . .“ Entsezt drängten die zwei, die schon auf der Leiter waren, zurück, der vordere verlor das Gleichgewicht und fiel zwischen den Häusern hinunter. In dem selben Augenblick war die Feuerwehr von der anderen Seite durch eine Geheimtreppe in den Saal gedrungen und verschaffte den vordersten Reihen die heißersehnte Rettung. Unterdeß hatte das prasselnde Feuer das Entree erreicht, und eben krachte im Ablegeraum die Decke mit donnerndem Getöse zusammen, die Verbrannten, Zerquetschten und Halbtoten unter sich zermalmend.

Wieder sprang der Koch in den Saal. Er stieß mit seinen muskulösen Armen die Reihen der bleichen, zitternden Grafen und Barone auseinander und bahnte sich zu den wenigen noch aufrechtstehenden Damen den Weg. So trug er vier Frauen aus dem Saal. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn, seine Hände waren rufgeschwärtzt. Mit Todesverachtung warf er sich in das dickste Gewühl. Eine zusammengebrochene Dame konnte er nur dadurch retten, daß er sie kurz entschlossen an ihren in durchbrochenen Strümpfen steckenden Beinen packte und sie so aus dem Tumult herauszog. Die Herren drängten schreiend und tobend nach der von der Feuerwehr besetzten Treppe. . . . aber noch mancher fiel hin und blieb benutzlos liegen. Hinter den letzten Stehenden tauchten die Berge der in allen Stellungen übereinander liegenden Toten und Ver-

wundeten auf, aus denen markerfütterndes Wimmern und Stöhnen klang. Nachdem er sich einen Weg frei gemacht hatte, eilte der unermüdete Koch auch zu ihnen. Er brachte Wasser, das er den Lebenden reichte. Dann lud er sich die noch Lebenden auf den breiten Rücken und trug sie durch den immer undurchdringlicher werdenden Qualm. Eine Frau, die er noch atmend aus dem Knäuel gezogen hatte, legte er drüben als Leiche aufs Dach. Die Dampfpyramiden arbeiteten mit großer Kraft. Nach wenigen Minuten schwamm der Mosaikstein in Wasser und Blut. Herabstürzende brennende Pfosten und Balken zischten in die Lachen. . . . Aber das Feuer raste ohne Einhalt. „Der Platz in der Mitte muß frei gemacht werden, weil der Kronleuchter herunterzufallen droht,“ schrie der kommandierende Leutnant. Die Feuerwehrmänner mit der Maske vor dem glühenden Gesicht, stürzten sich unter die Gäste und rissen und schleuderten sie auseinander. Gerade unter der flammenden, riesigen Krone lag ein junges Mädchen ohnmächtig, das weiße Kleid war zerrissen, ihr Haar war ausgegangen und lag wie ein schwarzer Pechkranz um sie gebreitet. Der Koch sah sie liegen und sprang zu ihr. . . . „Leben Sie noch?“ Sie atmete schwach. Er lud sie auf seine Arme, da löste sich der riesige Leuchter von der Decke. . . . Er warf sie seinem Rücken zu: „Rette sie!“ Dann brach er zerquetscht unter der herunterfallenden, glühenden Messingmasse zusammen. . . .

Raum waren die letzten Lebenden auf der Treppe, als mit einem kanonenschußähnlichen Donner die Saaldecke einstürzte und die grauenvollen Reste unter ihren Trümmern begrub.

Wer war der Koch? Er wurde vergessen, während die Namen der umgelommenen Barone und Fürstinnen, Grafen und Marquisen genau und umständlich am nächsten Tage mitgeteilt wurden. Man forschte nach jedem Steinchen, daß sie getragen hatten, nach jeder Spange. . . . Bei der Vergung der Leichen fand man grauenvolle Einzelheiten. . . . Man ging mit Stillschweigen darüber weg und bereitete den Resten ein fürstliches Begräbniß. Eine einzige von den zehn Damen, die der Koch gerettet hatte, erkundigte sich nach seinem Verbleib. Niemand wußte etwas Genaues. . . . Einige wollten ihn gesehen haben. Er war wahrscheinlich mit zwei ersticken Feuerwehrlenten auf einem kleinen, abseitsliegenden Friedhof beerdigt worden.

*) Dieser Novelle liegen Ereignisse auf dem vor 14 Jahren abgebrannten Pariser Wohltätigkeitsbazar in der Rue Jean-Goujon zu Grunde, wobei ein deutscher Koch vielen Personen das Leben rettete. (Die Red.)

*) Die Kur des Lächelns. Daß das Lachen eine höchst gesunde Betätigung sei, haben schon viele Aerzte behauptet und mit gelehrten Gründen erklärt. Aber diese angenehme Erschütterung des Zwerchfells läßt sich nicht immer beliebig hervorrufen und wo sie künstlich erzeugt wird, wie beim Nücheln, soll sie sogar gesundheitschädliche Eigenschaften enthalten. Das Lächeln jedoch, dieser eigentliche Abglanz eines heiteren Gemüts, läßt sich bei einiger Übung willkürlich erzeugen, und so haben denn die Amerikaner auf diese bisher von der Medizin wohl kaum beachtete Veränderung unserer Gesichtszüge eine eigene Heilmethode aufgebaut. Ein eifriger Schüler in dieser Kunst des Lächelns erzählt in einer englischen Zeitschrift von dieser neuen Panace, die alle Traurigkeit, alle schlechte Laune und Schwermut vertreiben soll. Was ein solcher Sorgenverdrücker in unserer Zeit, bei dem stets zunehmenden Pessimismus und dem allgemeinen Mißvertrauen bedeuten will, das wird jeder den optimistischen Söhnen der neuen Welt nachfühlen können. Lächle nur, lächle, auch wenn dir zunächst schwer wird und gar nicht so lächerlich ums Herz ist, das ist das Rezept, das bei der Kur des Lächelns verordnet wird. Da ein unlegbarer Zusammenhang zwischen der inneren Fröhlichkeit des Herzens und dem äußeren Ausdruck dieser Frohlaunigkeit in der Färbung unseres Gesichts vorhanden ist, warum soll da nicht auch das Lächeln jene Heiterkeit des Gemüts hervorbringen, deren Ausdruck es bisher gewesen? Also probiere es nur mit den täglichen Lächelübungen vor dem Spiegel, die man nur mehrere Wochen eifrig fortsetzen muß, um die so luftig um den Mund spielenden Linien dem Antlitz für immer aufgedrückt zu haben. Und find erst deine Züge der beständige Barometer für gut Wetter und Sonnenschein in deinem Innern, dann wird sich ganz von selbst Heiterkeit und Wärme im Gemüt und Sinn einstellen; an deinem Horizont schwimmen die rosigen Wölken der Hoffnung; ein ungeahntes Gefühl der Kraft und Elastizität durchpulst deinen Körper, und verjüngt, in Herz und Hirn gesundet, wandelst du durchs Leben.

Aus der Schule.

(Wahres Geschichtchen.)

Der Lehrer will erklären,
Was Gut und Böse sei.
„Gut ist . . . nun laßt mal hören,
Was denkt ihr euch dabei?“

Da hebt die ganze Klasse
Die Finger in die Höh' —
„Nun?“ — „Gut ist eine Tasse —
Kathreiners Malzkaffee!“

„Der Gehalt macht's!“

Zweites Blatt zu Nr. 9.

Kaiser Wilhelm 1. Jugendliebe.

Wieder ist der erste März ins Land gezogen, und wieder wenden sich in diesen Tagen die Blide aller Deutschen nach jener tannenumrandeten Gruft in der Weltabgeschiedenheit des Charlottenburger Schlossgartens, in der des neuen Deutschen Reiches erster Kaiser ausruht von einem an Ruhm und kriegerischen Erfolgen reichen Leben. Und doch ist auch diesem glänzenden Selbstenleben das Herzeleid, das nur je eine Menschenbrust zu erschüttern vermag, nicht erspart geblieben, und noch drei Jahre vor seinem am 9. März 1888 erfolgten Tode hat es der greise Kaiser, als er eines Tages tiefbewegt einen Rückblick auf den jah zerrissenen Liebesraum seiner Jugend warf, ausgesprochen: „Es waren schöne Tage, wir haben uns vollständig als Brautleute betrachtet.“ Seine Liebe galt der Prinzessin Elisa Radziwill; und als die Neigung der beiden Künftigen bekannt geworden war, wandte sich ihr bald das Tagesinteresse zu, und unter den Augen von nahezu ganz Europa spielte sich jener denkwürdige Herzensroman ab, der auf beide den tiefsten Eindruck werden sollte. Aber trotzdem war bis vor kurzem Elisa Radziwill zwar ein vielgenannter Name, aber doch noch eine greifbare Gestalt. Erst aus bisher ganz unbekannten Briefen jener Prinzessin an ihre vertrauteste Freundin, Gräfin Lulu Stolz, die in einem in der Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erschienen, künstlerisch vollendet ausgestatteten Buche: „Elisa Radziwill. Ein Leben in Liebe und Leid“ von Dr. B. Hennig zum erstenmal veröffentlicht wurden, tritt uns jenes Liebesbündnis klar und durchsichtig vor die Augen.

Wahrlich ein Leben in grenzenloser Liebe und namenlosem Leid waren jene sechs Jahre, in denen Elisa auf das höchste Glück des Lebens hoffte und, höherer Macht sich fiegend, ihm entgegen sah. Geboren 1803 als Tochter des Fürsten Anton Heinrich Radziwill und seiner Gemahlin, der Prinzessin Lulu von Preußen, war Elisa gleichzeitig mit den künftigen Bräutigam, die nach dem frühen Tode der Königin fast als Stöckel im Radziwill'schen Hause ein- und ausgingen, bekannt geworden. Ein im Juni 1829 gemeinsam unternommener Ausflug nach Freienwalde machte ihr dann zur frohen Gewissheit, was vereinzelt garte Aufmerksamkeit des Prinzen ihr bis da nur angebeutet hatten. Noch ließ sich Elisa indessen dadurch ihre Unbefangenheit nicht rauben, und auch der Prinz suchte seine Neigung nach Möglichkeit zu bekämpfen, bis dann zu Anfang des Jahres 1822 Friedrich Wilhelm III. sich selbst ins Mittel legte, um diesem verzweifelt Ringen im Herzen seines Sohnes ein Ende zu machen. Von diesem Augenblick an, unter dem Eindruck des rückhaltlosen Werbens des Prinzen, flammte auch Elisas Neigung brennend auf. Aber bald fällt der erste Wermutstropfen in den Freudenbecher. Die Tage der „Recherches des Hausminutiers“ über die Standesverhältnisse der Radziwills begannen, und sie fielen nicht zugunsten des von dem Prinzen so heiß gehegten Wunsches aus, die Geliebte als Gattin heimzuführen.

Nun reiste Prinz Wilhelm, von leidenschaftlichem Schmerz erschüttert, am Rhein und in den Niederlanden umher. Erst nach Monaten kehrte er auf Wunsch seines Vaters in die Heimat zurück, um indessen bereits zwei Wochen später wieder nach Leipzig abzureisen. Erst am Abend vor dieser zweiten Reise konnte er die Prinzessin Elisa überhaupt zum erstenmal allein sprechen. Die zarte Schönheit dieses Scheidens im nächtlichen Dunkel des heutigen Reichstanzlergartens enthält ein Brief Elisas vom 2. Juli 1822, in dem, der Schreiberin unbewußt, noch die ganze Fülle ihrer reinen, selbstlosen Liebe wiederklingt, die an diesem Abend der verhaltenen Leidenschaft des Prinzen gegenübertrat und, beruhigend und läuternd, denn auch einen stillen, schönen Sieg davontrug.

Die Prinzessin schreibt: „Ich habe absichtlich die Beantwortung Deines Briefes verzögert, meine teure, innigste, geliebte Lulu, weil ich eine Zeit durchlebt habe, die mir nicht genug erlaubt, um Dir ausführlich und recht in der Stille meines Herzens zu schreiben. Diese Zeit war wehmützig, wohl

auch schmerzlich, aber doch haben wir beide darin einen Trost gefunden, den wir um keinen Preis wieder zurückgeben möchten. Du weißt, es war so stille zwischen uns vergangen, wir hatten uns getrennt, ohne ein Wort allein darüber zu wechseln. Es war meist alles unausgesprochen geblieben. Das jetzige Wiedersehen hat alles ins Reine gebracht. Wir stehen uns so gegenüber wie wir es nur wünschen können. Kein Zweifel, alles Gewissheit! Ich habe den lieben, süßen Trost, Ruhe in dein Herz gegossen und die ersten heiteren Stunden ihm gewährt zu haben, die er seit dem März verlebte! Am Tage vor seiner Abreise hat er hier gelesen und den Abend mit uns zugebracht. So haben wir gegessen bis nach 12 Uhr nachts, und immer im Garten. Ohne Zwang und ohne Aufsehen haben wir da uns sprechen können, wie ein Bruder mit seiner Schwester spricht. Es war aber doch so wohl schön! Er gab mir einige Aufschlüsse über sein Benehmen in Schlesien, wovon ich ihn aufrichtig um Rechenschaft gefragt, und er sprach so schön, so herzlich, so ohne irgendeinen Anstrich von selbstfüchtiger Liebe, daß ich mich nicht halten konnte, und meine Tränen fielen reichlich auf meine Hände. Ich hatte auch nicht verübt, ihm zu verbergen, wie sehr seine Rede mich gerührt, und habe ihm alles gezeigt, was in mir vorging. Diese Unterredung, dieses Wiedersehen hat viel gewirkt und viel Gutes gebracht, meine teure Lulu. Er ist mir noch viel wertvoller in dieser kurzen Zeit geworden, und fest ist der Voratz in mir eingewurzelt, allen Stürmen zum Trotz sein Angedenken und meine Treue ihm im Herzen zu bewahren! Er hat sich mit mir ausgesprochen können und hat von mir selbst erfahren, was er nur durch Mamas Versicherungen kannte! So haben wir uns mit tausend Tränen und vielem Weh, aber nicht ohne ein kleines Fünkchen von Hoffnung getrennt.“

Aber das Schicksal täuschte auch diese letzte Hoffnung der Liebenden. Zwar ließ Prinz Wilhelm selbst nichts unversucht, und Fürst Radziwill reiste nach Petersburg, um hier seine Gleichberechtigung mit den regierenden Familien durchzusetzen, aber gerade vom dortigen Hofe und vor allem von der Kaiserin-Mutter Maria wurde das Heiratsprojekt zum Scheitern gebracht. Am 28. Juni 1826 ging den Radziwills der endgültige Bescheid zu, daß die Heirat nicht stattfinden könne.

Elisa von Radziwill hat das Herzeleid nicht überwinden können; am 27. September 1834 ist sie in eben jenem Schloßchen zu Freienwalde, wo sie 12 Jahre zuvor am Vorabend des großen Romans ihres Lebens den ersten Liebestraum erlebt, sanft entschlafen. Und auch beim Prinzen Wilhelm heiterte die ihm geschlagene Wunde nie ganz aus. Als im Jahre 1885 das Erscheinen des vierten Bandes von Treitschkes „Deutscher Geschichte“ jenen traurigen Liebesroman einem großen Publikum unterbreitete, erzählte der große Kaiser einem Vertrauten den Vorgang. Tiefe Bewegung ergriß ihn dabei, seine Augen wurden feucht, und er entließ den Anwesenden mit den Worten: „Entschuldigen Sie, daß es mich übermannt hat!“

Der Zug der Cholera im Jahre 1910.

Welche gewaltige Ausdehnung die Choleraepidemie im Herbst des vergangenen Jahres in Russland wirklich erreicht hat, ist bisher nicht bekannt geworden, da alle alarmierenden Nachrichten abgelehnt und unterdrückt wurden. Ein französischer Arzt, der Dr. Charles Guizard, der seinerzeit in die Choleraepidemie geriet, ist, um die vorhergehende Krankheit zu studieren, gibt jetzt auf Grund genauer statistischen Materials einen Ueberblick über die Zahl der Unglücklichen, die von der Seuche befallen wurden. In Petersburg, so sagt der Forscher aus, ist die Cholera geradezu epidemisch geworden, wenn auch das Leiden seine größten Opfer in den wärmeren Gegenden, insbesondere im südlichen Russland, gefordert hat. Im Jahre 1910 sind im europäischen Russland insgesamt nicht weniger als 216.128 Cholerafälle registriert worden. 101.165 der Erkrankten erlagen der Seuche, jedoch die Mor-

talität beinahe 50 Prozent erreichte. Diese riesigen Zahlen kommen erst dann zur vollen Wirkung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Verheerungen der Epidemie sich hauptsächlich in einem einzigen Monat abspielten, sodaß zu jener Zeit, in Russland über 54.000 Menschen in einer Woche der Cholera erlagen. Das Schlimmste aber ist, daß die Seuche keineswegs als erledigt gelten kann; sie ist mit dem Eintritt der Kälte sozusagen eingeschlafen, und man muß damit rechnen, daß sie mit dem Frühjahr wieder aufleben und neue Opfer fordern wird. Für die europäischen Nachbarstaaten erwächst durch diese Lage der Dinge die Pflicht besonderer Vorsicht und strenger Abwehrmaßnahmen. Diese Aufgabe ist um so schwieriger und um so bedeutungsvoller, weil es sich im Verlaufe zahlreicher Beobachtungen gezeigt hat, daß die Choleraerkrankungen oft sogar durch eine längere Quarantäne der Seuchenverdächtigen nicht absterben. Dr. Guizard hat Fälle beobachtet, in denen Reisende, die bereits seit mehr als 24 Tagen den Choleraherd verlassen hatten und anscheinend gesund waren, noch später von der Cholera befallen wurden.

Mutter- und Säuglingschutz.

Die „Preussische Landeszentrale für Säuglingschutz“ hat vor kurzem beschlossen, eine Massenpetition in Sachen des Mutter- und Säuglingschutzes in der Reichsversicherungsordnung zu organisieren.

Die Beschlußfassung über diese wichtige Vorlage ist in wenigen Monaten zu erwarten. Für Jahr und Jahrzehnte wird damit die Entscheidung über den öffentlichen rechtlichen Mutter- und Säuglingschutz getroffen. Hier bietet sich eine nie wiederkehrende Gelegenheit zu einer großzügigen Fürsorge für die erwerbstätigen Frauen und die versicherungsfreien Ehefrauen der Versicherten, für die Förderung des Selbststillsens und sonstigen Säuglingschutzes, für eine Hebung der Gesundheitsverhältnisse weiter Schichten unseres Volkes im Rahmen unserer Sozialversicherung. In voller Würdigung der Bedeutung dieser Vorgänge hat die „Deutsche Vereinigung für Säuglingschutz“ vor einigen Monaten eine von Ärzten, Verwaltungsbeamten, Sozialpolitikern einstimmig gutgeheißene Eingabe an den hohen Reichstag (Bundesrat) mit einer Reihe von Forderungen zum Schutze von Mutter und Kind gerichtet. Sie enthielt nicht überall dem, was man für wünschenswert hielt. Indessen glaubte man, sich auf das Erreichbare beschränken zu müssen, um wenigstens das Notwendigste zu erhalten. Die zur Beratung der Reichsversicherungsordnung eingesetzte Reichstagskommission hat in dankenswerter Weise einem Teile der Wünsche Rechnung getragen. Wichtige weitere Forderungen hat sie aber geglaubt nicht befürworten zu können.

Deshalb müssen, wie es in dem Aufruf ausdrücklich heißt, alle an der Gesundheit der Volkskraft und an der besonderen Fürsorge für Mutter und Kind interessierten Kreise jetzt ihre Stimme erheben, bevor der Reichstag und der Bundesrat das letzte Wort sprechen.

Insbefondere sieht es die „Preussische Landeszentrale für Säuglingschutz“, die sachgemäß gefühlvolle Maßnahmen zum Schutze von Mutter und Kind anzulegen die Pflicht hat, als eine ihrer wichtigsten Aufgaben an, in dieser Sache einen kraftvollen Appell an die breiteste

Der letzte Aufstieg.

Luftballonstrecke von Fritz Reuter.

(Schluß.)

Um seinen wilden Worten mehr Nachdruck zu verleihen, faßte er mich während an den Schultern und schüttelte mich heftig.

„Gewiß kam sie zu mir“, erklärte ich, obgleich ich nicht hoffte, ihn von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen; „aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß sie mich nur aussuchte, um von mir das Reisegeld nach Hamburg zu entnehmen. Sie erzählte mir, sie hätte ein Telegramm erhalten, das sie an das Totenbett ihrer Mutter rufe — und dieses Geld schickte sie mir in dem Kuvert mit einigen Dankesworten zurück.“

Boll ungläubiger Verachtung sprang er mir ins Gesicht und rief: „So zeigen Sie doch diese Dankesworte!“ „Ich zerriß den Briefbogen“, und warf ihn ins Feuer — „Sofort hielt ich inne; denn ich erkannte bereits den Fehler, den ich begangen, indem ich ihn nicht in den Händen eingewiegt hatte, daß ich ihm den Brief auf meinem Zimmer zu Hause zeigen könnte.“

„Das glaube ich Ihnen gern“, versetzte er fastlächelnd, „derartige Verrücktheiten sind ein gefährlicher Besitz für einen angehenden Chemiker und glücklichen Bräutigam. Aber was ist aus meiner Frau geworden? Sagen Sie mir, wo sie sich aufhält, Sie Hand!“

„Ich weiß nicht mehr als Sie selbst; auf dem halben Bogen Papier, den sie mir sandte, stand keine Adresse, und auf dem Kuvert können Sie selbst nach dem Poststempel sehen“, antwortete ich.

Sie haben mich zum letztenmal betrogen. Wir wollen doch sehen, ob Sie es wagen, mit einer Lüge auf den Lippen ins Jenseits zu gehen!“

Mit diesen Worten schwang er sich empor in den Ballonring, und ich sah, wie er bedächtig ein großes Messer aus der Scheide zog und sich daranmachte, einen der acht Haltestricke, die den Korb trugen, zu durchschneiden. Ich begriff seine Absicht, mir durch diese Tortur ein Gesandnis zu erzwingen. Mit einem Ruck fiel das zerschnittene Ende des Taues in den Korb herunter gerade auf mich, so daß ich voll Todesangst zusammenzuckte. Den nächsten Haltestrick übersprang er und wandte sich also an den übernächsten. Ehe er ihn jedoch durchschnitt, beugten er sich nach dem Korb herunter und fragte mich flammenden Auges: „Wollen Sie jetzt die Wahrheit sagen?“

„Nichts als die reine Wahrheit ist über meine Lippen gekommen. Ich habe Ihnen kein Unrecht zugefügt und

weiß absolut nichts von Ihrer Frau“, antwortete ich voll tiefen Ernstes.

Wieder erscholl jenes höllische Lachen des Wahnsinns, und wieder glänzte der scharfe Stahl in seiner Hand.

Ich mühte mich von neuem ab, mich meiner Fesseln zu entledigen; aber der dicke Hauf war stärker als ich, und ich zitternd und erschöpft sank ich schweißbedeckt zurück. „Kurt, geh nicht; wenn du mich liebhaft, so geh nicht!“ Der Schmerzensruf der Liebe klang in meinen Ohren, ich fühlte, wie sich ihr Atem mir um den Hals schlang, wie ihre tränenschnelle Wange sich gegen die meine presste.

Ein anderer scharfer Ruck — ein weiterer Schritt zum Tode.

„Sie werden ebenso umkommen wie ich!“ rief ich ihm zu und hoffte, ihn durch einen Appell an seinen Selbst-erhaltungstrieb von dem wahnsinnigen Plan abzuhalten. „Und selbst wenn ich abstürze, wird Sie der Ballon in Höhen emportragen, wo Sie erstickten müssen.“ Aber in seinem Wahnsinn war Methode, denn er zeigte lachend auf die Ventilleine und versetzte höhnisch:

„Ich werde das zu verhindern wissen! Machen Sie sich meinethwegen keine Sorgen — wenn Sie nur zur Hölle fahren!“

„Und Sie als Mörder vor Gericht stehen!“ rief ich, unfähig, meine Wut länger zu unterdrücken.

„Das wird wohl nie der Fall sein! Seien Sie ganz unbesorgt! Wenn Sie einmal gefälligst über den Korbrand blicken wollen“, — mit höhnischem Gelächter über meine Hilflosigkeit — „so werden Sie sehen, daß wir jetzt über der Nordsee schweben, wo Sie den wohlverdienten Tod finden werden. Mich aber wird eine südliche Luftströmung wieder dem Lande zutragen, wo ich eine kleine, einfache Gefährte erzähle werde, wie wir infolge Ballastmangels genötigt waren, die Gondel abzuschneiden und unsere Zuflucht im Ballonring zu nehmen. Leider reichten Ihre Kräfte nicht aus, und Sie fielen ins Meer!“

So schloß er mit spöttischem Nicken und begann ein anderes der Taue zu durchschneiden. Die vier zwischen den Ecken des Korbes liegenden Taue hatte er so bereits durchgeschnitten und das Gleichgewicht der Gondel damit noch nicht gestört; aber ein schrecklicher Ruck folgte, als er eins der Ecktaue ablöste, und mir schwamm alles vor den Augen, als hätte ich bereits einen Vorgeschnack des Sturzes in die Tiefe.

Im nächsten Augenblick erscholl ein gellender Schrei, und der Ballon schoß samt der Gondel und mir wie ein Pfeil höher empor. In seiner tolen Hast, sein Zerstückungs-

werk so rasch wie möglich zu vollenden und den Ballon von dem aus seinem Gleichgewicht gebrachten Korb zu befreien, hatte der Verrückte den Halt verloren und das mir zuge dachte Los nun selbst erduldet.

Die „Stella“ schoß immer höher und höher empor, und mit Angst und Bangen wurde ich mir bewußt, daß, wenn ich einem Tode entgingen, mich da droben ein anderer um so sicherer erwartete; denn ich wurde in die Regionen unatembarer Gase emporgerissen. Und da hing ganz in meiner Nähe, wie um mich zum besten zu haben, die Ventilleine, deren Benutzung allein mich noch retten konnte.

Während ich mich drehte und wand und verzweifelte Anstrengungen machte, meine gefesselten Glieder zu befreien, traf mein Auge plötzlich den am Gondelboden liegenden glänzenden Stahl — das Messer, das beinahe mein Unheil gewesen.

Ich rollte vorsichtig in dessen Nähe, und es gelang mir, es beim Hest zu ergreifen; aber meine Finger waren vor Kälte schon fast erstarrt, und ich fürchtete zu erstickten, wenn meine Anstrengungen nicht mit Erfolg gekrönt würden.

Glücklicherweise konnte ich mich zwei Minuten später als freier Mann erheben.

Ich ergriff die Ventilleine und ließ etwas Gas entweichen; sofort begann der Ballon zu sinken und meine erschöpften Lungen atmeten wieder reine, Leben erhaltende Luft.

Nie zuvor hatten so inständige Dankgebete wie jetzt mein Herz erfüllt; trotzdem war aber meine Lage in dem aus dem Gleichgewicht gebrachten Korb höchst gefährlich.

Bald tat ich dem Sinken der „Stella“ Einhalt, und nachdem ich mich vergewissert, daß sie glücklicherweise eine nord-südliche Luftströmung erreicht, ließ ich mich eine Viertelstunde lang dahintreiben, indem ich darauf rechnete, daß der Wind mich landwärts trage. Und als ich unter die Wolken herunterkam, fand ich auch, daß ich mich nicht getäuscht; denn in der Tiefe lag eine mir wohlbekannte Landschaft, durch die ein breiter Fluß wie ein Silberstreifen dahinrollte. Unmittelbar unter mir vermutete ich die grünen Wiesen von Uffholz, und so öffnete ich von neuem das Ventil. Bald stand ich auch gesund und wohlbehalten unter einer Gruppe Bauern, die mir beim Landen gute Dienste leisteten. Drei Stunden später sah ich meine Braut wieder, die mir weinend und zitternd zuhörte, als ich ihr meine wunderbare Rettung erzählte.

Deffenität zu richten, um sie auf die Bedeutung des Augenblicks hinzuweisen und zu einem geschlossenen und kraftvollen Vorgehen aller Schichten der Bevölkerung aufzufordern. Zu diesem Zwecke ersucht sie ihre Eingabe an den Reichstag und Bundesrat zu verbreiten, sie in der Presse, in Vereinen und Versammlungen zu besprechen, sowie durch zahlreiche Unterschriften dieser Veranstaltung gewaltiges Gewicht zu geben. Auf die Einzelheiten der Eingabe kommen wir noch zurück. Abdrücke sind von der Geschäftsstelle der Landeszentrale, Berlin W. 9, Potsdamerstraße 134a zu beziehen.

20 Millionen für ein Salzpatent.

Eine bedeutsame Entdeckung, die bestimmt erscheint, in der Salzindustrie der Welt eine völlige Umwälzung hervorzurufen, ist dem englischen Fabrikanten und Ingenieur Sodafinon gelungen, der die Rechte seiner Erfindung für Kanada bereits für die staatliche Summe von 20 Millionen Mark und weitere Lizenzen verkauft hat. Der glückliche Erfinder ist der siebenjährige Sohn einer Fabrik in der Nähe von Manchester. Vor vier Jahren hatte er geschäftlich bei den Salzwerken von Northwich zu tun, und dabei kam ihm die Idee, daß in der Versteilungsmethode des Salzes erhebliche Verbesserungen und Vereinfachungen möglich wären. Vier Jahre hat der alte Herr mit der Ausarbeitung seines Gedankens verbracht und hat, wie alle Erfinder, den Spott und das skeptische Lächeln der „Fachleute“ über sich ergehen lassen. „Was verstehen Sie von der Salzindustrie?“, sagte man ihm, „ich hielt an meiner Idee fest, und nun habe ich die Gewißheit, daß die Erfindung geglättet ist“. Die Einzelheiten der neuen Methode der Salzgewinnung werden einstweilen der Deffentlichkeit vorenthalten, aber der greise Erfinder versichert: „Es handelt sich nicht um eine Verbesserung der Methode, sondern um eine völlige Umwälzung“. Jedenfalls haben die bisherigen Verluste gezeigt, daß die Salzgewinnung ohne Erhöhung der Kosten vierfach größere Resultate liefert als auch den bisher angewandten Methoden. Nach den Neuerungen der Fachleute scheint in der neuen Methode ein von Sodafinon erfundener Patentofen eine besondere Rolle zu spielen.

Neue Erfolge der drahtlosen Telegraphie.

Auf dem Pariser Eiffelturm ist in diesen Tagen ein neuer Apparat für drahtlose Telegraphie aufgestellt worden, der gleich bei den ersten Versuchen seine außergewöhnliche Überlegenheit über das ältere System bewiesen hat. Es ist gelungen, auf diesem Wege drahtlose Meldungen bis nach Kanada abzugeben. Der alte Apparat war nicht im Stande gewesen, aus eigener Kraft Meldungen auf so große Entfernung abzugeben. Die neue Einrichtung, die nur 75 Wiederholungsströme benötigt, hat die Aufgabe ohne die geringste Schwierigkeit gelöst. Zu gleicher Zeit ist auch in San Francisco eine bemerkenswerte neue Leistung des Funkbuchstabenverkehrs gelungen. Man hat von San Francisco aus drahtlose Meldungen mit der japanischen Station Schio Schimoda gewechselt, wobei man sich allerdings der Vermittlung zweier Dampfer bediente. Von San Francisco erreichte die auf dem Wege nach San Francisco bereits 5700 Seemeilen von Japan entfernt war. Die ausführliche Antwort Japans war eine Stunde nach Abgabe der Anfrage von San Francisco bei der amerikanischen Station eingetroffen.

Das Dorf der Hosenröde.

Während der von den Pariser Schneidern mit so viel Glanz lancierte Hosenrod in allen Kulturkreisen der Gegenwart eifriger Diskussion ist, erinnert ein italienisches Blatt daran, daß diese Neuheit in einem kleinen freundlichen Schweizer Dorfe im Kanton Wallis seit Jahrhunderten und ohne die Hilfe der Reklame bei den Frauen Sitte und Brauch ist. 1052 Meter über dem Meeresspiegel liegt zwischen grünen Wäldern und lauschigen Bächen das mutige Dorfchen Champerv. Einige hundert Meter höher entspringt in den Bergen eine allseitige Schwefelquelle. Die 596 Menschen, die die Gemeinde Champerv bilden, ernähren sich fast ausschließlich durch Viehzucht, das Amt der Hirten ist ihr Lebensinhalt. In den Sommermonaten verlassen die Leute das Dorf und ziehen hinaus in die benachbarten Berge, den Winter wiederum vereinigen sie alle im Tale. Die Frauen von Champerv aber tragen seit undordenlichen Zeiten den Hosenrod, sie tragen ihn, weil er für ihr Hirtenleben in Berg und Tal praktisch ist.

Sein tollster Streich.

Humoreske von Friedrich Thieme. (182 Zeilen.) (Nachdruck verboten.) Wir waren vier alte Herren unserer Verbindung, die wir lustig plaudernd beisammen saßen. Alle Erinnerungen wurden ausgegraben. Zum Teil waren es recht tolle Streiche, die wir ausgeführt hatten, aber die Erinnerung verklärte sie zur lauesten Poesie.

„Wenn ich's für Euch behalten wollt, will ich Euch auch etwas erzählen“, erklärte Herr von L. „Ich schied aber voraus: 's war in recht dummer Streich — ich beneide ihn auch in dieser Fernsichtung! Auf so etwas konnte auch nur ein vollkommener Uebermuth besserer Student kommen — und einem solchen kann's auch nur verziehen werden! Also, merkt auf:

Eines schönen oder vielmehr unschönen Abends im Februar fand im Lindenhof, dem feinsten Lokal der Stadt, ein großes Streichkonzert statt. Ein berühmter Geiger ließ sich hören, und der große Saal war bis auf den letzten Platz besetzt.

Ich befand mich zufällig zu Hause, und es war natürlich, daß ich auch vertreten war. Der Virtuoso war berühmt, also gehörte es zum guten Ton, hinzugehen. Das Geigenspiel des Künstlers war — tadellos, aber weiter nichts. Raffinement, Mache, Routine! Aber die Zuhörer nahmen ihn nicht für das, was er war, sondern für das, was er galt. Du mußt klatschen, oder du bist bis auf die Knochen blamiert. Nun, ich blamierte mich lieber bis auf die Knochen und drückte mich aus dem Saale.

„Bitte, meinen Hut!“ — Ja, wo zum Teufel steckte die Garderobefrau? Natürlich im Saale! Sie mußte doch auch dabei sein, wenn drinnen etwas los war. Das ärgerte mich.

„Hier hängen“, brummte ich, „Hundert von feinsten Pelzen, Abendmänteln, Schleierhüten, Zylinder und sonstigen Sachen im Werte von Tausenden, und die dazu von der heiligen Ordnung bestellte Hüterin läßt das ihrer Wachsamkeit überlieferte Gut im Vertrauen auf die Ehrlichkeit der Menschheit ruhig im Stiche, um ihren Anteil an einer Darstellung zu nehmen, von der sie auch nicht das geringste versteht. Wenn nun jetzt jemand käme und hier einheimste? Er könnte reiche Leute halten, könnte alles gleich in Tragkörbe packen, niemand hinderte ihn daran. Oder wenn sich bloß ein loser Vogel den Hut machte, und alle die Sachen von den nummerierten Haken nähme und die verschiedenen Plätze unter einander vertauschte?

Ich dachte bei dem bloßen Gedanken an einen derartigen Streich. Die Idee erschien mir wahrhaft genial. Welch köstliche Verwirrung würde das geben. Und je mehr ich mir die Situation im Geiste vorstellte, desto mehr erfaßte mich die Lust, den Spaß zu inszenieren.

Noch einen Blick nach der Saaltür — die war fest geschlossen, und hinter dieser stand Frau Hütti wie angewurzelt; um mich her aber war alles leer und still.

Rasch ging ich ans Werk — mit atemloser Hast, mit einem

Eifer, als gälte es Rettung aus Lebensgefahr — da, Nummer 5 auf Nummer 15, Nummer 15 auf Nummer 81, Nummer 81 auf Nummer 12, Nummer 12 auf Nummer 114. Nach diesen Rezept vertauschte ich alle Nummern oder vielmehr die darunter befindlichen Garderobekarten mit einander und schuf dadurch eine wahrhaft babilonische Verwirrung! Dann schlich ich mich leise nach einer Pforte in den Saal zurück, und setzte mich mit selbstzufriedener Ruhe wieder auf meinen Stuhl.

Mit Spannung wartete ich auf den Schluß. Jetzt endlich ertönte er zum letztenmal den Hieb des Bogen — dröhnender Beifall auf allen Seiten — hastiges Hinausströmen. Frau Hütti steht dienstbereit hinter ihrer Tafel.

„Frau Hütti, bitte, rasch — Nummer 8 —“

„Nummer 11 — wollen Sie so gut sein —“

„Bitte, hier, gnädiges Fräulein — Ihr Zylinder, mein Herr —“

„Ist das Nummer 11?“

„Gewiß — sehen Sie.“

„Aber, ich habe doch eine Pelzmütze hingegeben —“

„Das ist doch nicht mein Mantel, Frau Hütti — ich habe den roten mit weißem Pelz. Sie wissen ja —“

„Aber, das ist doch Ihre Nummer, Frau Professor?“

Jetzt ging's los. Mehr und mehr Personen kamen herbei — die Verwirrung hob an. Genau, wie ich mir es vorgestellt, vollzog sich die Sache. Schreie der Empörung, ärgerliche Ausrufe, Vorwürfe, zuletzt laute Schmähungen — alles mochte durcheinander, weil niemand abgeferigt werden konnte — die Garderobefrau beteuerte laut ihre Schuldlosigkeit.

„Das ist ja ein infamer Streich!“ rief wütend der Regierungspräsident von Vogel. „Zunächst, das war's auch — der alte Herr hatte recht! Wenn man den Urheber gefasst hätte, ich glaube — gehängt hätten sie ihn! Und ich hätte im Bewußtsein ihrer gerechten Sache alles ruhig hingelassen, obgleich ich mich damals weidlich an der unbeschreiblichen Szene ergötzte.“

Ich will sie hier nicht ausführlicher schildern — die Phantasie sie sich ausmalen hat jeder, der schon einmal Garderobe abgegeben hat! Die jungen Damen schluchzten, die Mütter schrien, die Herren brüllten! Was sollte daraus werden? Ich glaube, sie hätten am nächsten Morgen noch ratlos dagestanden. Aber sie sammelten mich, und ich drängte mich als rettender Engel durch die Menge.

Gleich darauf stand ich hoch oben auf der Garderobetafel. „Silentium, meine Herrschaften“, rief ich mit Stenochestime. „Einen Augenblick bitte! Ich um Gehör, mein Gut befindet sich ebenfalls unter den Sachen, und ich habe nicht lange Zeit. So kommen wir nicht zum Ziele! Darf ich die Geschichte in die Hand nehmen?“

„Zunächst — gut — bravo“, ertönte es von allen Seiten.

„Dann treten Sie, bitte, einen Schritt zurück, und Sie, Frau Hütti, reichen mir Stück für Stück von den Sachen her. So — hier das erste. Wenn gehört dieser Ueberzieher?“

Ich hielt das Kleidungsstück dicht an die Gasflamme.

„Mir“, rief eine Stimme aus der Menge.

„Ahnen — bitte, Herr Doktor, nehmen Sie. Und wer im Besitz seines Eigentums ist, den bitte ich, gleich Raum zu geben und sich zu entfernen, damit wir hier Platz erhalten. Da — dieser rote Abendmantel mit weißem Pelzsaum — Fräulein Wolf, Sie? Bitte.“

So fuhr ich fort, Stück für Stück an den Mann bzw. die Frau zu bringen, und rasch ging die Verjüngung des vielköpfigen Publikums von statten. Allgemeine Beifallsrufe drangen an mein Ohr, man rühmte laut meine Geistesgegenwart, dankte mir herzlich und bepragel sich darüber, was wohl hätte werden sollen, wenn ich nicht auf den klugen Einfall gekommen wäre die Angelegenheit in dieser Weise zu erledigen.

In einer halben Stunde war alles in Ordnung — ich war der Held des Tages. Am andern Abend fand die Zeitung mein Lob, feierte mich als Retter in der allgemeinen Verwirrung! Man zerbrach sich den Kopf über den Mysterium, der leider niemals entdekt wurde.

Ich aber hatte, als ich einige Jahre später als Professor zum Präsidenten von Vogel kam, bei dem alten Herrn einen Stein im Brette.

„Sie sind ein Mann von großer Geistesgegenwart, von ausgezeichnetem organisatorischen Talent“, bezeugte er mich bei meiner Verabschiedung. „Solche Leute brauchen wir im Staate.“ Und in der Tat, er sammelte feurige Reden auf mein Haupt, indem er mich bei jeder Gelegenheit auszeichnete und empfahl und mir dadurch zu der schnellen Karriere verhalf, die ich hinter mich habe. Und damit nicht genug: er führte mich in sein Haus ein und — Ihr wißt ja — ich wurde der Gatte seiner jüngsten Tochter. O, wenn er geahnt hätte! Aber solange er lebte, ließ ich keinen Gedank über meine Lippen kommen. So hat mir der tolle Streich meines Lebens vielleicht mehr geholfen, als vielen jahrelangen Büffelei und angestrengtes Studium.

* Der „Mann mit den meisten Flöhen.“

Während der gewöhnliche Sterbliche mit dem Besitze von Flöhen im allgemeinen keine reiche Lustgefühle verbindet und meist danach trachtet, sich der unwillkommenen Insekten zu entledigen, lebt in London ein Mann der nicht wenig darauf stolz ist, die meisten Flöhe zu besitzen. Das ist Sir Walter Rothschild, der freilich eine intimere Verbindung mit seinen Flieglingen ängstlich vermeidet und den nur wissenschaftliche Interessen mit seiner Flohkollektion verbinden. Er kann sich rühmen, heute eine Sammlung von mehr als 3000 verschiedenen Floharten sein eigen zu nennen. Aber trotz dieses schönen Bewußtseins, so erzählt der Gaulois, hatte Sir Walter Rothschild bis vor kurzem seine schweren Sorgen: trotz aller Bemühungen wollte es ihm nicht gelingen, einen echten Fuchsfloh aus den Polarregionen seiner Sammlung einzuerleiden. Bis ihm die Erleuchtung kam. In einer kanadischen Zeitung ließ er ein großes Inserat erscheinen, und zu seinem lebhaften Entzücken empfing er vor einigen Tagen auch richtig eine sorgsam verpackte Flasche, in der drei prächtige Exemplare der solange vergeblich gesuchten Flohart verwahrt waren. In seiner Freude schickte Sir Walter Rothschild dem kanadischen Flohliker einen Scheck über 2400 Mark. Für drei Flöhe 2400 Mark — der Fall ist nicht alltäglich.

+ Amerikas Reklamebudget.

Die Entwicklung des Reklamewesens zu einer gewaltigen Industrie, die Tausende von Menschen beschäftigt und Milliarden umsetzt, ist von Amerika ausgegangen. Die Reklamemoderne, die der Entwicklung dieses amerikanischen Reklamewesens einen interessanten Aufschwung widmet, weist darauf hin, daß nach den jüngsten Schätzungen der Statistiker die amerikanische Nation alljährlich 4 Milliarden Mark für Reklame ausgibt. Die Entwicklung bis zur Entdeckung solcher Reklamemethoden hat sich sprunghaft vollzogen. Ein reicher amerikanischer Fabrikant, dessen Etablissement eines der ältesten des Landes ist, kam vor den Sezessionskriegen noch mit einem jährlichen Reklamebudget von 12000 Mark aus. Heute betragen die Ausgaben des Unternehmens für Reklame nahezu 3 Millionen Mark im Jahre. Der Erfinder einer Toiletteseife, der noch vor einigen Jahren sich mit einem Reklamebudget von 120 000 Mark begnügte, verbraucht heute für den gleichen Zweck anderthalb Millionen. Erst kürzlich hat ein großes amerikanisches Kaufhaus einen Katalog in Hunderttausenden von Exemplaren verfaßt; dieser Katalog umfaßt mehr als tausend Seiten und wog beinahe vier Pfund. Allein die Druckkosten und der Postversand dieser Reklame verschlang die stattliche Summe von 250 000 Mark.

Merlei.

Ein Opfer seines Berufes wurde der Schmiedeseile Meffert zu Burgloh; er war mit einem anderen Schmied damit beschäftigt, den Bohrer einer Bohrmaschine zu schärfen. Während M. den Bohrer festhielt, schlug sein Arbeitskollege mit einem Hammer auf den heißgemachten unteren Teil. Der Bohrer ging dabei in Stücke, rief M. die linke Hand weg und drang ihm in den Körper. Die Verletzung war so schwer, daß er nach wenigen Minuten starb.

Breuer lehnt ein Gnabengesuch ab. Der Rennfahrer Breuer, dessen Revision, wie wir meldeten, das Reichsgericht am Mittwoch zum zweiten Male verwarf, lehnte die Einreichung eines Gnabengesuches ab. Breuer erklärte seinem Verteidiger Werthauer, er wolle keine Gnade, wo ihm unrecht geschähe sei.

Ein interessantes Geschehen von der „Nachstenliebe“ und Klugheit eines Hundes erzählt der Meister Johann Friedrich Reichardt in seinen „Vertrauten Briefen“, die er im Jahre 1809 auf einer Reise nach Wien verfaßte. Eine reiche Wienerin besaß einen Schöthund, den sie zärtlich liebte. Eines Tages hatte das Tierchen das Mißgeschick, ein Bein zu brechen. Die Besizerin war außer sich vor Angst und Sorge um ihren Liebling. Schleunigst sandte sie zu ihrem Arzt, und als dieser erschien, bat sie ihn flehentlich, das gebrochene Glied zu verbinden. Die Nervenauflage, in der seine Patientin sich befand, veranlaßte den Doktor, diese Bitte zu erfüllen und an Stelle eines Tierarztes das Hündchen in Behandlung zu nehmen. Diese seine Behandlung erwies sich auch als so erfolgreich, daß der vierbeinige Patient bald wieder imstande war, seine Herrin auf ihren Spaziergängen und -fahrten zu begleiten. Nicht lange darauf hörte der Arzt lebhafte Laute vor seiner Tür, die wie das Winseln und Seulen eines Hundes klangen. Als er öffnete, sieht er zu seinem Erstaunen das geheilte Hündchen vor sich, daneben aber einen anderen Hund, der ebenfalls das Bein gebrochen hatte. Doch so weit ging des Doktors Hilfsbereitschaft nicht; an einer ausgebreiteten Praxis unter den Vierfüßlern war ihm nichts gelegen. „Nein, mein Freund“, ruft er, „Ihr gehört nicht zu meinem Patiententreffe. Macht, daß ihr fortkommt.“

15 Arbeiter bei einem Brande umgekommen. In einem Bauillon der Schliffhahnbahn bei der Simeonowbrücke in Petersburg, wo 29 Arbeiter übernachteten, brach durch eine umgefallene Lampe ein Brand aus; fünfzehn Arbeiter büßten hierbei das Leben ein.

Späte Verlobung. Wie man aus Heidelberg meldet, hat sich der berühmte Staatsrechtslehrer der Universität Heidelberg, Ehrenbürger der Stadt Heidelberg, Emanuel Beller, im Alter von 83 Jahren verlobt.

Ein englisches Pompeji. Raum zwanzig englische Meilen von der britischen Hauptstadt entfernt ist man mit Ausgrabungen beschäftigt, die voraussichtlich ein englisches Pompeji ans Licht fördern werden. Im Norden von London dehnte sich in alten Zeiten eine römische Stadt, Verulam, aus, die in ihrer Ausdehnung Pompeji gleichkam. Die Gesellschaft britischer Antiquitätenhäbeler, so berichtet die Revue, hat von dem Besitzer des Geländes, dem Lord Verulam, das Recht erworben, in großem Stile Ausgrabungen vorzunehmen. Die Arbeiten haben bereits außerordentlich ermutigende Resultate ergeben. Man hat eine Reihe römischer Villen und Wohnhäuser freigelegt und darin reiche Mengen von Gebrauchsgegenständen und Geräten gefunden, die von einer weit fortgeschrittenen Kultur Zeugnis ablegen.

Ein fähiger Reiter ertrunken. Aus der englischen Hafenstadt Scheernek wird gemeldet: Als beim Festmachen eines Torpedobootes ein Matrose ins Wasser fiel, sprang Leutnant Fisher-Hertford mit einem Rettungsring nach, schenkt aber auf einen harten Gegenstand aufgeschlagen zu sein, denn er sank sofort unter und ertrank. Der Matrose wurde gerettet.

Kosmopolis. Die vor kurzem abgeschlossene amerikanische Volkszählung hat ergeben, daß New York heute eine Einwohnerzahl von mehr als 3 1/2 Millionen besitzt. Aber unter diesen 3 1/2 Millionen befinden sich nur 737 447 echte Amerikaner, Bürger, deren Eltern bereits in Amerika geboren worden sind. Der übrige Teil der Bevölkerung setzt sich aus Europäern zusammen, die zum großen Teil zwar die amerikanische Nationalität formell erworben, aber noch keineswegs alle Eigentümlichkeiten ihrer Rasse und Heimat abgelegt haben. Unter diesem Gesichtspunkt zählt das heutige New York nicht weniger als 639 000 Deutsche, 595 210 Iren, 262 864 Dänen und Ungarn usw. Man könnte also sagen, daß nach dieser ausländischen Bevölkerungszahl New York nicht nur die größte Stadt Amerikas ist, sondern auch die drittgrößte deutsche Stadt, die größte irische Stadt und die viertgrößte österreichisch-ungarische. Als deutsche Stadt wird New York nur von Berlin und Hamburg übertroffen. Doch zugleich ist New York die Metropole des Judentums, denn die Volkszählung hat ergeben, daß in der amerikanischen Riesengasse nicht weniger als 672 776 Israeliten leben. Warschau, das in Europa die Stadt mit der größten jüdischen Bevölkerung ist, zählt insgesamt nur 262 864 Befenner der jüdischen Religion.

Ein Fischdampfer mit 10 Mann untergegangen. Nach einer Meldung aus Cuxhaven ist der Fischdampfer „Senator Strad“ aus Cuxhaven im Sturm in der Nordsee mit zehn Mann untergegangen.

Künstliche Beize.

Ueber ein neues, ungeschädliches Verfahren zur Herstellung künstlicher Beize, das von dem Franzosen Marthe erfunden wurde und vom Patentamt bereits geschützt ist, macht die „Nature“ interessante Mitteilungen. Die Erfindung, die in der Praxis auf eine große Zukunft rechnen darf, beruht gewissermaßen auf einer doppelten Ausnutzung des Pelzwertes. Leder und Beize werden voneinander getrennt und selbständig verwertet. Das sinnreiche Verfahren besteht darin, die gesammelten Pelze sorgfältig auseinandergepackt, in einen chemischen Gefäßapparat zu legen. Die Pelze werden dann angefeuchtet und zum Erhitzen gebracht. Dadurch erhält man eine Art großer Eisplatten, in deren Mitte das Pelzwerk eingefroren ist. Nun wird das Leder abgelöst und nach dem Auftauen ist es für die Lederbeize reif verwendungsfähig. Die übrigbleibenden Eisplatten aber, in der die Haare eingefroren sind, wird am unteren Ende angetaut, so daß ein kleiner Teil der Haare frei wird. Dann wird die Platte mit einer besonderen Lösung von Natriumchlorid bestrichen, die man trocknen läßt. Wenn dann das ganze aufsteht, hat man große Pelze ohne Haut, die bedeutend billiger sind, wie die mit natürlichem Leder, weil das teure Leder besonders verwertet worden ist. Auf der anderen Seite bieten diese Pelze mit der Natriumchloridlösung einen wirksamen Schutz gegen Insekten und stehen an Dauerhaftigkeit den natürlichen Pelzen kaum nach.

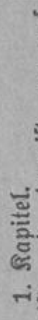
K Telephonverbindung zwischen England

und Deutschland.

Die englischen Postbehörden beschäftigen sich gegenwärtig mit einem Plane, der bis vor kurzem als unausführbar galt: man beabsichtigt, eine telephonische Verbindung zwischen London, Holland und Deutschland herzustellen, ja auf dem Umwege über Paris hofft man sogar einen brauchbaren Telephonverleber mit der Schweiz, insbesondere mit Basel und Zürich, in kurzer Zeit ins Leben rufen zu können. Die Experimente, die in der nächsten Zeit beginnen sollen, sind möglich geworden durch das neue unterseeische Kabel, das England mit Frankreich verbindet und das eine bedeutsame Verbesserung gegen die bisher angewandten Kabelarten aufweist.

für die Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Erzählung von Maria Hellmuth.



„Herr Burgemeister — — —“
 „Ach was, Herr Burgemeister! Seid doch sonst ein Mann auf dem Plage! Wie kommt es denn, daß Eure Spürnale aus einmal verlag, he? —“
 „Fünf Diebstahle — — — ja, man möchte geradezu sagen, daß die Haut fahren!“
 Herr Burgemeister heinstus fuhr zwar nicht aus der Haut, sondern begnigte sich vorläufig damit, mit dem großen vorleiden Lachentum über die etwas kasse Stirn zu fahren, auf der helle Schweifstropfen kerten.

„John und Spott muß man sich gefallen lassen und darf sich eigentlich gar nicht darüber wundern; denn was heute nacht bei dem Herrn Kreisrichter Säbber passiert ist, übersteigt alles Dammene. Na, Ihr habt es ja selbst mitangehört. Als er

und seine Gattin von einer Festlichkeit heimkehrten, finden sie die Betschering, alles ausgeraubt! Hundert Taler Bargeld und die gefamte Garberbe fort. Nicht einmal einen Wochentagsanlag haben sie ihm gelassen. — der Armste mußte im Gra' bleiben.“

Das volle, rettungslose Licht des alten Herrn nahm eine befürmernde Wien an. „So etwas hier bei uns, wo bisher alles friedlich und in schöner Ordnung vor sich gegangen!“ — Dann übermannte ihn aufs neue der Zorn.

„Na, was hab' Ihr dazu zu sagen, Röske?“ schrie er den Kollzeigeanten an.
Dieser, ein großer, breitshulteriger Mann, stand in strammer Haltung vor dem gefürzten Stadtobserhaupt. Sein Gesicht mit dem schmerzhaften, vorbildlichen

Sein Gesicht mit den schwarzen, vom blühenden Brauen überthatteten Augen und dem martialischen, gleichfalls schwarzem Schnauzbart zeigte einen devoten Ausdruck.

flört über dem Goll.
daß ich immer meine Schuldigkeit getan hab'. Er
machte einen Schritt vorwärts und, seine Stimme
dämpfend, fuhr er leiser sprechend fort: „Da ist der
Nadab, der Mustfus — — — — — seit 'ner Wochen
nicht mehr aus dem Tropa — — — — — ent-

— ent-
dreie kommt e nich mehr aus den Tran
schuldigen, Herr Burgemeister, ich mein' aus 'm

(Nachdruck verboten.)

Kaufsch. Ich laß ihm nich aus meine Beobachtungen.
Denn woler nimmt er das Geld?"
Der Bürgermeister wiegte bedächli. sein Haupt.
"Der Kadak? Nein, dem traue ich verglichen
Der vertritt das biskische Geld, was er sich
nicht zu

nicht zu. Der vertritt das bürgerliche Gewo., was er nicht
erzieht, aber sonst hatte ich ihn für eine ehrliche Haut.
Menschchen trägt allerdings der Sojaen —
„Ja!“ stimmte der Wachmeister, wie Möste sich am
stiefsten kurzweg nannte, ernsthaft bei. „Aber trau“,
ich?“ mein 2. ist mein Grundloß.“

„Nein, nein!“ begann der Bürgermeister von neuem. „Der Rabe kann's nicht sein. Die Diebstähle sind mit zu großem Raffinement ausgeführt; da flüchten Schlawere dahinter. Aber es fragt sich nun: wer?“

Er starrte in angestrengtem Nachdenken vor hin nieder.

„Güßelfzug verfehrt jo'n verächtliches Gelindel. Wenn man da mal 'ne kleine Hausjugung abhielt', Herr Bürgermeister?“

Der Bürgermeister schüttelte abermals sein Haupt. „Bei Kältners? Das sind doch recht offene Leute, die sind schon in die fünfzehn Jahre, die fünfzehn Jahre“

Möste. Ich denke, da verkehren so die einfachen Leute?"

Hausaufsuchung, wenn sonst kein Verdacht vorliegt? —
 Aber zum Kochsch, wozu sind denn die Postk-
 diener und Gendarmen da? „Nöse,“ — er sprach auf
 einmal in dumpfem, fast drohendem Tone — „Nöse,
 bringt Ihr nicht bald etwas ans Tageslicht, dann hab

„Ihr hier ausgespielt, ja ausgespielt — das sage ich Euch! Blamieren will ich mich nicht länger. So, jetzt könnt Ihr auch den anderen mittheilen. polscholl!“

Er wandte sich seinem Arbeitszimmer zu.

Ein freudender Blick zuckte unter den buschigen Brauen zu seinem Vorgesetzten hinüber.

[illegible]

bracht hat. Aber sehr ungenügend muß es sein.

keine Hefige trägt. Darunter steht die Erklärung: „Eine junge Kranke, die ihren Blindarm in der Hand hält und im Tage der Operation, wieder nach Hause geht.“ Aber der Beford ärztlicher Person hat doch Prof. Wähling aus Rochester aufgefickt; er kündigt an, daß er selbst auf Vermittlung von Tausenden vom zweiten trante Männer und Frauen heilt. Und es fehlt nicht an Gläubigen, die diesem thätigen Vertreter der Heilskraft sofort schreiben und ihre Geben anvertrauen.

A collection of ten decorative woodcut-style illustrations arranged in a grid. The illustrations include: a sailing ship, a straw hat with a flower, a bell, a circular seal with text, a bird, a winged figure, a stylized letter 'A', a stylized letter 'B', and a stylized letter 'C'.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

stücker. „Ich habe gehört, daß X sich geweiht haben soll, vor der Operation Eshworn zu nehmen.“ „Ja, er sagte, er würde es lieber nehmen, wenn es aus Begehren der Rechnung ginge.“

Das Enfant terrible. Die gräßliche Frau hatte ihren kleinen Artur zu einer Wohlkultigeinmache mitgenommen. Mitten in der Artie einer berühmten Sängerin rief der Junge, auf den Kanellmeister deutend: „Warum

schlägt denn der Mann die Dame?"
 „Eh!" flüster die Mutter, „er schlägt sie ja gar nicht!"
 „Na, warum schreit sie denn so?" fragte der Kleine.

*

Gar nichts. Dame, die den Zug bestiegen hat, zum Gepäckträger: „Sind Sie auch sicher, daß Sie mein süßestes Gepäck ins Kutsche gelegt haben?“
— Ganz sicher, auf! Frau.“

„Ganz hojer, gar. Frau.
 „Habe ich auch nichts zurückgelassen?“
 „War nichts, gar. Frau, nich mal 'nen Sechser!“

Daß alles war das Wert weniger Sekunden und vollereigeblicher Geduld.

„Ich danke Ihnen verbindlichst, Herr Lorenz,“ sagte der Fremde mit tröstlichem Grinsen, „daß Sie uns beider die Sache so leicht gemacht haben.“

zum Gangen vorher zuhinein und hinten vor sich
lag ganz halb entblößt da. Aber er sah auch sofort
ein, daß er vollständig ohnmächtig war gegenüber
diesem raffinierten Gauner, und so blieb ihm nichts
übrig, als sich mit philosophischer Ruhe in sein Schick-
sal anerkennen.

(Schluß folgt.)

Was der rohe Aberglaube dem Teufel zur Last legt, das bildet der halbe Philosoph dem Schicksal auf; aber der rechte Mann geht mit sich selbst zu Gericht.

Graf von Bentel-Sternau.

Amerikanische Verzereflame.

Die Kunst der Messung, die in Amerika so wunderbare
Willen treibt, hat auch den Verstand in seinen Ban-
kreis gezogen. In einer New Yorker Apotheke findet man
a. B. die große Anzeige: „Heilung, völlige Heilung von

Lungenabschwund in 12 Tagen ohne Bekämpfung des Verfalls. 20 000 Zellen erzeugt. „Stille“ Desinfektion der Lunge. Einzigartiges System, persönliche Methode von Dr. Gown.“ In der Ausgabe der Apotheken sieht man ein Duzend Geratotauren, die die Erfolge der

Bamberger veranfaßten, man sieht den bis zum Stetert adämagierten Kranken und dann die Phasen seiner Genesung; die letzte Figur ist ein kraftstrotzender atlethischer Körper. Und Dr. Sonn, so berichtet der Korrespondent des

„Meflangero“, macht glänzende Gefäße. Seine Methode ist relativ einfach. Unter den vielen Selbstbedürftigen, die die Kunst des vorzüglichen Wechsellagers in Anspruch nehmen, werden die wirklich Schwindmichtigen zunächst auf einige Wochen in ein kollektives Sekretariat des Volkstags geschickt.

Wochen in ein besonderes Sanatorium des Doktors gefahrt, unter dem Vorwand, daß sie zu spät der Lungenklinik aufgenommen hätten. Aber das ist nur ein kleiner Bruchtheil der Patienten, etwa nur ein Zehntel. Die meisten Patienten sind Neurastheniker und Hypochonder, die sich einbilden,

und zentrifugierter und abgepresster, der sich als ein
schwindigkeitsfähig zu sein. Viele nimmt Dr. Sonin in seinem
prachtvollen Hause persönlich in Behandlung. Die Spezial-
tur macht wenig Umsände. Die „Schwindigkeitsstrahlen“ wer-
den täglich 30–40 Minuten in ein Kabinett geleitet, in

dem Kaufe von Glühlampen brennen, während sie zu gleicher Zeit Sauerstoff einatmen. Nach $\frac{1}{2}$ Stunden kann der Patient nach Hause gehen. Aber das Kabinett ist so geschickt aufgemacht, daß es die notwendigen Leidenheiten vorsehe.

beeinflusst. Viele genesen vorzeitig, andere glauben zu spät
zu sein; ein großer Teil kommt später regelmäßig zurück,
um die zwölfstündige Kur zu wiederholen, die Dr. Semon in-
zwischen zum Millionär gemacht hat. Wer es ist nicht der
einzige Mediziner der sich zugleich als Künstler der Hei-

engte zugeführt, da jedoch die neue Chirurgie ohne Name bewährt. Da gibt es die „neue Blindarmoperationen Mutter“, es wird angeführt, daß ein solches Material ohne Schnitt angeführt werden. Und ein solches Material zeigt ein aufschlußreiches, annäherndes, das im Ver-

angung eine Treppe heruntergeführt und in der Gond eine

Nach 2
Markt
angezei
Antenn

Das
jähren
zen und
der Krom
übernimmt
Oliva wo
den jähren
Bis nicht
bewaldete
mächtigen
innerungen
in seiner
haft ist.
vielen Re
mer wird
russischen
steht für
Kolberg i

begeht an
rührt zu
ausüben
schaft auf
durch das
Der A
von Weh
Getreid
nis meines
Ränke mi
der Rolle
denke ich
schaft, der
unser Lieb
so viel zu
erkennung
mit 100 O
bedürftige
veranlassen
legen. —
tizes Sch
Fonds zu
viele Gold
sind beg

sind wieder
entdeckt.
denen in
nach 23
monaten
3800 Ste
erfreuen
Beliebthei
auch für
Damit na
Reichstasse

Der a
Es b

Zien
dem Gen
„Na
femen „Z
ließ. „Z
ein ganz
väterliche
der Verj
mügen —
Hälfte m
Rup
denn des
die des C
„Wo
Verlauf
der Jun
warum!“
„Er
Gast.
Der
um Trüb
dann wird
der Tur
wirken.“
„Die
ist denn
„Die
Varietegi

hast ich sofort vorgehen darf.“ Er redete seine große
Gefalt noch freier, als wollte er der glänzenden Ganner-
welt den Stiefel erlassen.
„Nicht weiter!“ lenkte das Strohoberschneid etwas
ruhiger ein.
„Sich hat doch schon so manches aus Tageslicht
gebracht, Mäste. Seit auch diesmal Euer Bester.“ —
Mäste war gegangen, doch der Herrn Bürgermeister
ist es heute nicht auf seinem weichen gepolsterten Keder-
stuhl — ein Gefährt einiger Stämmchensfreunde, an-
schließend seiner gewöhnlichen Dienstadt, nach der er dann
auf Lebenszeit gewöhnt worden war.

Die innere Erregung trieb ihn hoch. Mit kurzen,
unregelmäßigen Schritten ging er hin und her.
Diese Schritte trieben ihn noch höher, um seine
Stufe bringen. Mäste ließ gar um sein Zuhören. Sollte
der Freischützer nicht malträtiert gemeint: Schloßplatz
könnte lieber „Schloßplatz“ heißen, denn die Schloßplatz-
organe können hier alle zu schreien? —
Schloßplatz, so etwas mit andern zu müssen! —
Nun ja, der war aus einer großen Stadt hierher ge-
kommen! Doch hier in Schloßplatz mit seinen vier-
tauseud Einwohnern, außer den paar Beamten und
Kaufleuten meistens biedere, einfache Handwerker und
Bürgerleute — ja, da konnte man sich vergleichen
nicht verstehen.

Er trat in die offene Tür des Nebenimmers. Hier
stand ein junger Mann vor einem mit Schritten be-
deckten Stuhl. Er schien eilig in seine Arbeit vertieft
zu sein und sah erst auf, als der Bürgermeister ihn
ansprach.
„Herr Ratung, was sagen Sie zu der Sache?“
Der Jüngere blickte auf die Mäste. „Daß sie höchst
fatal ist.“
„Fatal, bloß fatal? Wie, mein Lieber, brecht zum
Haueraustragen ist sie!“
Das sollte der ernstlich schwer werden, dachte der
junge Mann, indem sein Blick unwillkürlich den fahlen
Schädel vor sich streifte. Seine Miene blieb jedoch ernst
und teilnahmsvoll. „Sie sollten sich nicht mehr erregen,
Herr Bürgermeister!“
„Nicht, nicht? — Haben Sie vielleicht gehört, was
der Freischützer sagte?“
„Sie ein Lächeln und es blickte schnell um die Munde-
winkel des jungen Mannes, dessen hübsche und
elegante Erscheinung gar nicht in der Mästen der be-
schriebenen düsteren Hintergrundpaßpaßpaß.
„Ich mußte es wohl hören, Herr Bürgermeister,
denn der Herr sprach doch laut genug. Ich finde es
allerdings komisch von ihm, Schloßplatz herabzulassen,
da er doch selbst in unserem Schloßplatz lebt.“
„Nicht wahr?“ rief der Bürgermeister erfreut.
„Aber, aber,“ sagte er dann wieder lächelnd hinzu,
„wenn wir den ober die Mäste nicht ermitteln, dann
wird noch viel mehr geistig werden. Der Jüngere
sah und der Doktor schneidet — — — na — — —
ich mag nicht davon denken.“

Das rote Lächeln trat wieder in Aktion. „D,
wenn nur eine Spur entbiete, den wollte ich
fürstlich belohnen“, sagte er. —
„Herr Bürgermeister, ist das ein Versprechen, auf
das man sich zählen darf?“ fragte Ratung, wie von
einem Gedanken erfüllt. Seine Augen blickten
Der alte Herr schüttelte einen Moment, dann lächelte
er ein bißchen höflich.
„Möchten Sie sich vielleicht den Lohn verdienen?“
„Warum nicht? Für die Mühe auf eine fürst-
liche Belohnung lege ich meinen ganzen Schatz ein.“
„Na, mich sollte es freuen, lieber Ratung“, spitzte
der Bürgermeister. „Bringen Sie sich in die Sache,
sollen Sie reich belohnt werden;“ brachten sogar un-
bescheiden sein in ihrer Gerechtigkeit. „Ihre Hand darauf, Herr Bürgermeister.“

Der warf dem festen jungen Mann einen grü-
nenden Blick zu.
Doch immer der gleiche eingeschobene Stuhl. Das
ein Mäste bisher nicht herabgelassen — Mäste, den
sie im ganzen Stuhl festsitzten — das wollte so ein
Gerundung leisten? Nun, da konnte man schon ein
Versprechen geben. — — —
Und sie schüttelten sich die Hände. —

2. Kapitel.

Mäste schritt mit langsamen Schritten die Haupt-
straße entlang und bog dann in eine seltene Seiten-
gasse ein.
Es gab nicht viele Nebenstraßen in Schloßplatz,
denn das Strohoberschneid hatte sich zwischen zwei Ge-
bäuden, die eine Zuehung nach den Seiten ver-
hinderten.

Die friedlichen Einwohnern regten sich besonnen
nicht auf. Sie waren in ihren beschäftigten geistigen
Gängen vertieft. Es erhellte nur die niedrigen
Schloßplatz der Markt „Vorplatz“ nicht, das blieb
einer späteren Zeitperiode vorbehalten.

Es war daher auch nicht zu verwundern, wenn
diese geheimnisvollen Mäste die Gemüter erregten
und Mäste für jedermann eine gewöhnliche Persönlichkeit
wurde, der man voll Interesse nachsah. Ob er
wohl schon etwas herabgelassen hatte?
Er selbst schien ganz erfüllt von der Begegnung
sich selbst seiner früheren Zukunfte. Die schmalen Augen
sahen rechts und links, doch nicht gleichsam in jeden
Blick.

Die Frau des Leinwandwebers Altmann, die gerade
zur Haustür hinausginge, sah ganz einleuchtend zurück.
„Mäste, hab ich nicht erstochen?“ sagte sie zu ihrem
Mann, der am Fenster saß und das Mästeoberschneid
sich hin und her schielte und dann mit schmerzhaftem
„Schloßplatz“ den Boden anschau. „Nicht durch und
durch ist es nicht gegangen, wie er mich so anguckte.“
„Aber, Mutter“, antwortete der Mann, seine Schritte
auf die Seiten schneidend — er mußte einen gewissen
Gedanken antworten — „wer ein gut Gewissen hat, braucht
doch nicht zu erschrecken.“
„Seh, mit polstige, nee, mit die hab ich nicht, denn
was zu schämen, und groß der Mäste. So schäme, als
wäre der is — Mäste!“

Der Mann Altmann ist an diesem Schluß und
endebe jeden Satz mit einem „Mäste!“ —
„Mäste is man bloß, was ein guter polstige
sein muß“, entgegnete der Mäste bedächtig. „Und ich
sag's dir, Mutter, wenn einer, dann trägt der den
Lieb zu seinen. Mäste noch, wie sie bei seiner Frau
die Stühler geholt hatten? Spot er sie nur bei Tre-
bergs noch in „n Schloßplatz entbiete? Und jetzt wär's
ein Glück, wenn sie die Ganghänger fallen lassen. Man
muß ja bald um sein eigen bißchen Sub und Gut
kümmer haben — — —“

Jungfrauen hatte Mäste das Haus des Freischüters
erreicht.
Dort herrschte natürlich die größte Aufregung.
Einige Damen aus der Bekanntschaft der Frau Freis-
chützer hatten sich teils aus Neugierde, teils aus mit-
telbarer Anteilnahme eingefunden, um den Fall gründlich
zu erörtern.
Das Erscheinen des Mannes, den sie alle kannten
und von dessen Stillschweigen sie schon so oft gehört, gab
der Unterhaltung eine andere Richtung. Er wurde
mit Fragen begrüßt, ob vielleicht schon irgendeine
Spur entbiete sei.

Mäste, der seinen Mann, auch nicht den kleinsten
Blick der Mästen unbedacht ließ, hob viel-
fältig die breiten Schultern hoch.
(Fortsetzung folgt.)



Epith. Mäste. Die Stadt Mästeleion im Ertate Wei-
hast hat im Sommer 1909 der Schloßplatz einer blutigen
Erregung, deren Kräfte herabgelassen auf einen Mäste-
schauer, der vor 15 Jahren geleistet wurde. Damals wurde
Mäste Schloßplatz zu 15 Jahren Mästeleion zurückgeführt; auf den
besonderen Anhalten sah auch Mästeleion, ein Freund
des Mästeleions, und stammte für das Urteil. Ein bißchen
Rage ist Mästeleion der Schloßplatz, der sich nach seiner Be-
festigung diesen Stuhl an der Freimästeleion blutig zu zeigen.
Sagt, nachdem seine Straßensicht abgesehen war, machte er
sich auf die Suche nach dem einzigen Beschäftigten, der in-
zwischen in Mästeleion zum wohnhaften Mästeleion ge-
kommen war und oft in Mästeleion war, der Mästeleion
Räume des Schloßplatzes ergab, die ihn ein gewisses Mästeleion
helfen. Mästeleion traf bei Mästeleion seines blutigen
Schmerzes auf der Straße. Er näherte sich ihm. „Don Ge-
ton, wenn ich nicht nicht treue?“ fragte er höflich. „Genton
sagte ich an, erkannte den einzigen Freund, erkannte sich
seines Schmerzes und wollte von bannen eilen. Mästeleion
freigelegene Mästeleion folgte ihm, eine Tage einnahm
sich, Mästeleion zog seinen Mästeleion, und nach dem zweiten
Schuß fiel Genton schmerzhaft zu Boden. Der Mästeleion
trat hinzu, bestellte seinen Stuhl hat auf die Augen des
Ertates; dann richtete er gewöhnlich den Mästeleion auf
den Schädel des Mästeleion und brach ab. Mästeleion
waren seine Mästeleion, aber sie kamen ja spät, richtig
richtete man Mästeleion die Mästeleion sich und lag eine
Stunde später tot neben dem Opfer seiner Mästeleion.

Unterwaga.

Eine lustige Geschichte von 1811 in 1811.

Seht, der das Leben und Streben der Menschheit
kennt, wird wissen, wie bereit zu ein armer, „Grob-
schädel“ aufsteht, wenn die warme Jahreszeit kommt
und man dem Stand und dem Garm der Straßen ent-
fliehen kann, um in Gottes schöner Natur Herz und
Seele neu erfrischen zu lassen.
So erging es auch dem jungen Schriftsteller Gang
Lorenz. Er hatte sich ein paar Wochen Urlaub erwirkt
und dampfte nun selbstergegnung in die weite Welt
hinein.

Mit Mästeleion saute der Zug dahin, vorüber an
grünen Wäldern, an träumenden Seen, im Stille vor-
über, immer weiter und weiter, in jagenber Eile.
Gang Lorenz umschien den Mästeleion und tragen ihm
Stunde zu von dem Leben da draußen. Und alles
das legte sich dem jungen Mann auf die Stühle, die
Augen werden müde, schliefen für die Mästeleion, der
unter, und plötzlich schloßen sich die Mästeleion und
der Mästeleion schloß sich für Mästeleion in das Land
der Träume.

Gang Lorenz war einer der ersten Gäste, die in
dem kleinen Gasthaus ankamen. Aber das große
war ihm lieb, nun konnte er unbedrängt die Straße
genießen, konnte muntere Lachen durch die Wälder
streifen und ungehört seinen Gedanken nachhängen.
Er setzte auf, vergaß den Stuhl der Mästeleion
und atmete mit vollen Lungen den Duft der Sonnen ein.

Eines Tages, als er wieder auf der Straße nach
sitten und abgeben war, stellte sich ein Herr zu ihm,
der ihn sehr höflich grüßte und sich dann vorstellte:
„Sie gestatten, mein Name ist Langmann.“
Gang sah ihn erkannt an, endlich aber nahm er
sich zusammen und nannte auch seinen Namen.

Der andere sagte lächelnd: „Sicher Sie mit nicht
bißle, Herr Lorenz, daß ich Sie kenne, aber ich glaube,
wir haben beide die gleiche Schwäche: Sie wandern
gern auf einsamen Wegen, ich auch. Und da ich schon
sehr selten hierher komme und jeden Weg und jeden
Steig genau kenne, so dürfte ich Ihnen hier und da mit
einem guten Rat dienen können.“
Gang, immer noch erkannt, lächelte verbindlich und
sagte ein wenig gezwungen: „Sie sind sehr liebens-
würdig.“

„Aber Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich Sie
nun auf Schritt und Tritt begleiten werde! Ich reise
sich nunmehr ab, aber ich habe bemerkt, wie Sie stets
die einsamen Wege aufsuchen, und da dachte ich mir,
vielleicht kann ich bei Herrn auf die Suche nach der
Schönheit des Waldes aufmerksamer machen; sehen Sie,
daß war der Grund, weshalb ich mich Ihnen vor-
stellte.“

Gang atmete auf, sein Mißtrauen schwand: „Für
diese Lebenswürdigkeit bin ich Ihnen von Herzen
dankbar!“
Aber ich bitte Sie! Nicht der Rede wert! Auf
der Stelle macht man ja nicht so viele Unähnlichkeit-
keiten.“

Während gingen sie nun weiter, Gang erzählte
offen, was er war und woher er gekommen, der andere
gab sich als Weltkummer zu erkennen, denn es seine
Schicksale erlaubten, heute hier und morgen da zu
leben.

Plötzlich sagte der Fremde: „Also wenn Sie sich
nicht für den annehmen wollen, dann gelte ich
Sie noch der sogenannten „Stamm“, einem der herr-
lichsten Punkte des ganzen Waldes in der ganzen
Umgebung.“

„Gern folge ich Ihnen“, sagte Gang.
Der Fremde deutete auf einen schönen Felsplatz.
„Dann müssen wir dort hinein“, sagte er.
Die gingen planlos und absichtlich den schmalen
Felsbänken über, und Gang freute sich immer mehr,
denn sie so ungetrübte eine Stunde gegangen
waren, lenkte der Fremde in einen anderen Fels-
weg ein.

Dann ging es noch fünf Minuten aufwärts, und
sie standen auf einer Höhe.
„Wir sind am Ziel“, sagte der Fremde, „und nun
gesehen Sie mit, ob ich nicht von der Schönheit
dieses Punktes gesagt habe?“
Gang, — im Augenblick hatte er einen barten Gegen-
stand zwischen den Füßen, so daß er glaubte, er würde
zu niesen. — Im nächsten Moment waren seine Hände
voll, denn wurde er hinterher geschrieben, kam auf
den Mästeleion hin, und eine Stunde später waren
auch seine Hände durch seine Schloßplatz zusammen-
geklebt, bißlos, zu Ende erledigt, so lag er da und
wachte noch immer nicht, was so plötzlich mit ihm ge-
schehen war.

Nur ihm stand der Fremde, sah ihn mit künftigen
Lächeln an und sagte: „Nun gelassen Sie mit wohl,
Herr Lorenz, daß ich ein wenig neugierig bin.“ Dann
durchschritt er mit ganz fabelhafter Fingergeschwindigkeit die
Gassen des Gasthauses, nahm seinen Uhr, vorer-
monate, schließlich, die Geldbörse und den Stiel-
ring an, sah, dann löste er die Armbrust, hielt
Gang an der einen Hand frampfend fest, zog ihm mit
der anderen Hand und stellte aus und legte ihm dann
die Armbrust wieder an, dann löste er für einen